

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338612](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338612)

Der Kutscher von Paris.

In der großen und herrlichen Stadt Paris, wo unter schier einer Million Menschen so manches fromme und gutgestittete Herz unbemerkt neben dem Laster wohnt, und manches stille Verdienst umherwandelt im lauten Lärm der Straßen, da wohnt ein Lohnkutscher, Franz Poyer, sprich aus: Poje, der es wohl verdient, daß ihm ein Ehrenplatz eingeräumt wird, auch in einem teutschen Kalender, zum Exempel in dem rheinländischen Hausfreund.

Zu Franz Poyer, so ein Familienvater ist und vier Kinder hat, und nichts übrig, kam im Jahr 1829 eine Frau von gutem Aussehen, und übergab ihm und seiner Ehefrau ihr kleines Kind, es war ein Bublein, zur Entwöhnung und Pflege, wie solches in Paris oft geschieht, für so und so viel Franken Kostgeld des Monats, und legte das Kostgeld für den ersten Monat auf den Tisch und die Poyer'schen Eheleute übernahmen das Kind und pfl egten sein mit Liebe, als ob es ihr eigen Fleisch und Blut wäre.

Darüber verlief eine Woche um die andere und die Mutter dachte nicht daran, nach ihrem Kinde zu sehen, und der erste Monat verstrich und der zweite und das Jahr 1829 mit, und das Jahr 1830 brach herein, und die französische Armee schiffte nach Afrika und die Kanonen zu Paris verkündeten die Eroberung von Algier, und die letzten Tage des Juli kamen, und die Kanonen donnerten abermals, und es ward gekämpft und gefochten auf den Straßen von Paris und König Carl X. stieg von dem schwankenden Throne seiner Väter, und König Ludwig Philippe bestieg den neuen Königsthron, und es liefen zwei Jahre um, ohne daß die Mutter nach dem Kinde gesehen hätte, oder die Pflegeeltern einen Sous erhalten hätten für dessen Abwartung. Dessenungeachtet pfl egten sie des Knäbchens mit immer gleicher Sorgfalt und Liebe, obwohl sie sich selbst manches abbrechen mußten, und manches entbehren des Kindes willen.

Nach zwei Jahren kam die Mutter endlich ihr Kind abzuholen. Franz Poyer gab es ihr mit Schweeren Herzen und verlangte nicht einmal, daß sie ihm das rückständige Kostgeld nachzahle. Die Liebe und Anhänglichkeit und das Gedulden seye ihm Ersatz genug für Alles. Der Frau war es auch recht so. Und halte der Pflegevater des Kindes ein reiches und weites Herz, so hatte die Mutter desselben ein enges, hartes, liebeloses Herz.

Als aber der Knabe weg war aus dem Hause des Franz Poyer und er ihn von Tag zu Tag mehr vermisse und ihn immer mehr ein Heimweh anwandelte nach dem Kinde, da machte er sich eines Tages auf, das Kind aufzusuchen, denn die Mutter hatte ihm ihre Wohnung genannt in einem andern Stadtviertel der weiten Stadt Paris, und als er hinkam fand er wohl die Mutter, nicht aber das Kind, und erzählte ihm die Frau, daß jetzt sie den kleinen Louis, so hieß der Knabe, nach Tours geschickt habe zu ihren reichen Aeltern und wie es ihm dorten so gut gehe, und dies und das, aber Franz Poyer merkte Urath und sieht der Frau die Lüge an an den Augen.

Also legte er sich aufs Kundschaften. Ein Kutscher in Paris hat viele Bekannte und so brachte er fürs Erste heraus, daß der Knabe nicht gekommen seye nach Tours. Da wuchs der Verdacht des Mannes, daß der Knabe, wenn er noch am Leben ist, noch in Paris ist, und daß es ihm nicht gut geht, und forschte immer sorgfältiger nach. Da erfuhr er endlich, daß die Mutter das Kind unbarmherziger Weise ausgeföhret habe vor der Polizei-Präfektur und seinem Schicksale überlassen. Solche von unnatürlichen, oft auch von hilflosen, verzweifelnden Müttern ausgeföhrete Kinder pfl egen unterbracht zu werden in den Findelhäusern, deren es gar viele giebt in Frankreich.

Jetzt war Franz Poyer im Reinen, wohin er sich zu wenden habe, und mußte, wo der Knabe zu suchen, und begab sich mit klopfendem Herzen voll Furcht und Freude, voll Angst und Hoffnung in des Findelhaus, um nachzufragen nach seinem Liebling. Und siehe er fand ihn — aber wie! — krank und elend, und also leidend an den Augen, daß zu befürchten war, der Knabe werde sein Gesicht verlieren. Aber dessen ungeachtet war der gutmüthige Franz Poyer außer sich vor Freude über seine Entdeckung, und wollte den Knaben alsbald mit sich heim nehmen um seiner dorten zu pfl egen und zu warten. Aber der Verwalter des Findelhauses sagte Nein dazu und mußte Nein dazu sagen, denn es steht geschrieben in den Statuten des Pariser Findelhauses, daß Niemand einen Findling daraus wegnehmen darf, ohne ihm zuvor 250 Franken zuzichern zu können, welche ihm ausbezahlt werden sollen, nach erlangter Großjährigkeit. Solches bestimmten die Satzungen des Findelhauses und konnte keine Ausnahme gemacht werden davon, zu Gunsten des armen Franz Poyer.

Franz Poyer ließ aber den Muth darum nicht

sinken und die Hoffnung auf den lieben Gott und haüßte und sparte noch mehr denn früher, und die Seinigen halfen ihm treulich und wurzte keines deswegen, daß sie sich etwas abgehen lassen mußten wegen eines fremden Kindes. Also brachte er die Summe zusammen, konnte die 250 Franken hinlegen, und hat den Knaben herausgenommen und ist derselbe zur Zeit schon in der Lehre, wohin ihn sein Pflegevater begleitet hat, mit herzlichster Ermahnung und wohlge-meinter Warnung.

Solch eine fromme Liebe lohnt sich selbst, und es schadet nichts, wenn sie unter den Menschen nicht rühbar wird, der liebe Gott, welcher Alles zu belohnen und zu vergelten weiß, hat sie aber rühbar werden lassen unter den Menschen, daß noch manches Herz sich daran erhebe und solch Beispiel nachahme.

Und als am 1. Juni 1839 die königlich französische Akademie ihre Jahresfikung hielt, um die Tugendpreise zu vertheilen, die ein frommer und menschenfreundlicher Mann gestiftet hat, zur Aufmunterung und zur Belohnung, da ward auch Franz Poyer öffentlich genannt, und seine Handlung öffentlich erzählt, und manches Auge in der großen Versammlung lief über bei der Erzählung, und Franz Poyer erhielt einen Tugendpreis von 3000 Franken, nicht sowohl zur Belohnung, denn als Zeichen der öffentlichen Anerkennung seines Handelns, welche er gut zu verwenden wissen wird. Dem Hausfreund ist nicht bange dafür.

## Das Darlehen.

(Mit einer Abbildung.)

Es giebt vielleicht nicht viele Leser des Kalenders, welche den Namen Christian Fürchtegott Gellert nicht kennen. Hat er nicht manches jugendliche Gemüth durch seine Fabeln, die heute noch gelesen werden, erfreut? Und hat er nicht in seinen schönen geistlichen Liedern manches Herz erhoben und gestärkt in seinen frommen Empfindungen und seinen guten Vorsätzen. Und mancher Leser des rheinländischen Hausfreundes erbaut sich noch in kirchlichen Versammlungen, wie in häußlicher Andacht an diesen Liedern, denn sie sind meistens aufgenommen worden in die verschiedenen evangelischen Gesangbücher deutscher Lande. Zum Beispiel: Wenn ich o Schöpfer deine Macht zc., No. 41 des neuen Gesangbuchs. Und: Jesus lebt, mit ihm auch ich zc., No. 137. Erwinnere dich mein Geist erfreut zc., No. 132.

Aber Gellert hat nicht nur in seinen schönen Liedern gezeigt, daß ihm sein Name Christian Fürchtegott nicht umsonst und ohne Bedeutung ertheilt worden sey in der heiligen Taufe, sondern hat auch im

Wandel und im Leben bewiesen, daß er ein Christ war und Gott fürchtete, lehrend und ermahnend und Gutes thugend.

Er war aber Professor an der Hochschule zu Leipzig und seine Vorträge wurden eifrig besucht von den Studierenden, und der Mann selber geachtet von Großen und von Kleinen. Und ob er wohl die Achtung, in welcher er bei Vornehmen und Mächtigen stand, hätte benutzen mögen, um zu höherer Stellung zu gelangen, oder zu reichlichem Einkommen, so hat er es doch nicht gethan, das Eine aus Demuth, das Andere aber aus Genügsamkeit, denn er bedurfte keiner großen Geldmittel, es sey denn zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen.

Aber obwohl er sein Brod nur in der Stille den Armen brach, und die Linke nicht wissen ließ, was die Rechte that, so ist es doch rühbar geworden; und derjenige, von dem der Hausfreund jetzt sprechen will, hat sich persönlich davon überzeugt.

Denn eines Tages klopfte es bescheidenlich bei dem einsamen Professor an, denn Ehr. Fürchtegott Gellert hatte weder Weib noch Kind, und hereintrat ein junger Mann, in armer, aber sauberer Kleidung, von edelm Anstand, aber fast schüchtern und verlegen, ein Student.

Und der Student drehte sein Hüßlein in den Händen herum und begann zu erzählen, wie er weit her sey, von da und da, und wie er lange krank gewesen sey, und wie er vergebens auf Geld warte aus der Heimath, und wie der Vater und die Mutter auch nichts übrig hätten und wie er nothwendig zwanzig Thaler brauche und wie er Niemanden kenne, der ihm so viel vorschiesse, und an Niemanden sonst zu wenden, den Muth habe. —

Aber der freundliche Lehrer unterbrach ihn mit liebevoll tröstenden Worten, ob es ihm gleich kaum möglich seyn werde, so viel aufzubringen, denn er habe erst kürzlich große Ausgabe gehabt; indessen suchte er in seinem Pult, von einer Schublade in der andern, und siehe es fand sich nach langem Suchen endlich die Summe von zwanzig Thalern zusammen.

Als aber der Jüngling sah, wie der menschenfreundliche Mann seinen letzten Thaler zusammenraffte und sich freute, so viel noch zusammen gefunden zu haben, da nahm er großen Anstand, das Geld anzunehmen, und meinte, er habe nur geringe Aussicht auf baldige Heimzahlung, und keine andere Bürgschaft als sein ehrlich Gesicht und seine Handschrift.

Der wohlwollende Gelehrte ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und seine Gesichtszüge wurden nur noch lieblicher und freundlicher, als er dem Jüngling das Geld gleichsam aufnöthigte und von einer Schuldbeschreibung nichts wissen wollte, und er dem jungen

ein Spiel  
schwend mal

zu sein  
wird von den  
von Grof  
die die  
Mitteln  
der Stellung  
nen, so da  
nicht, das  
bedurft  
Unterstütz

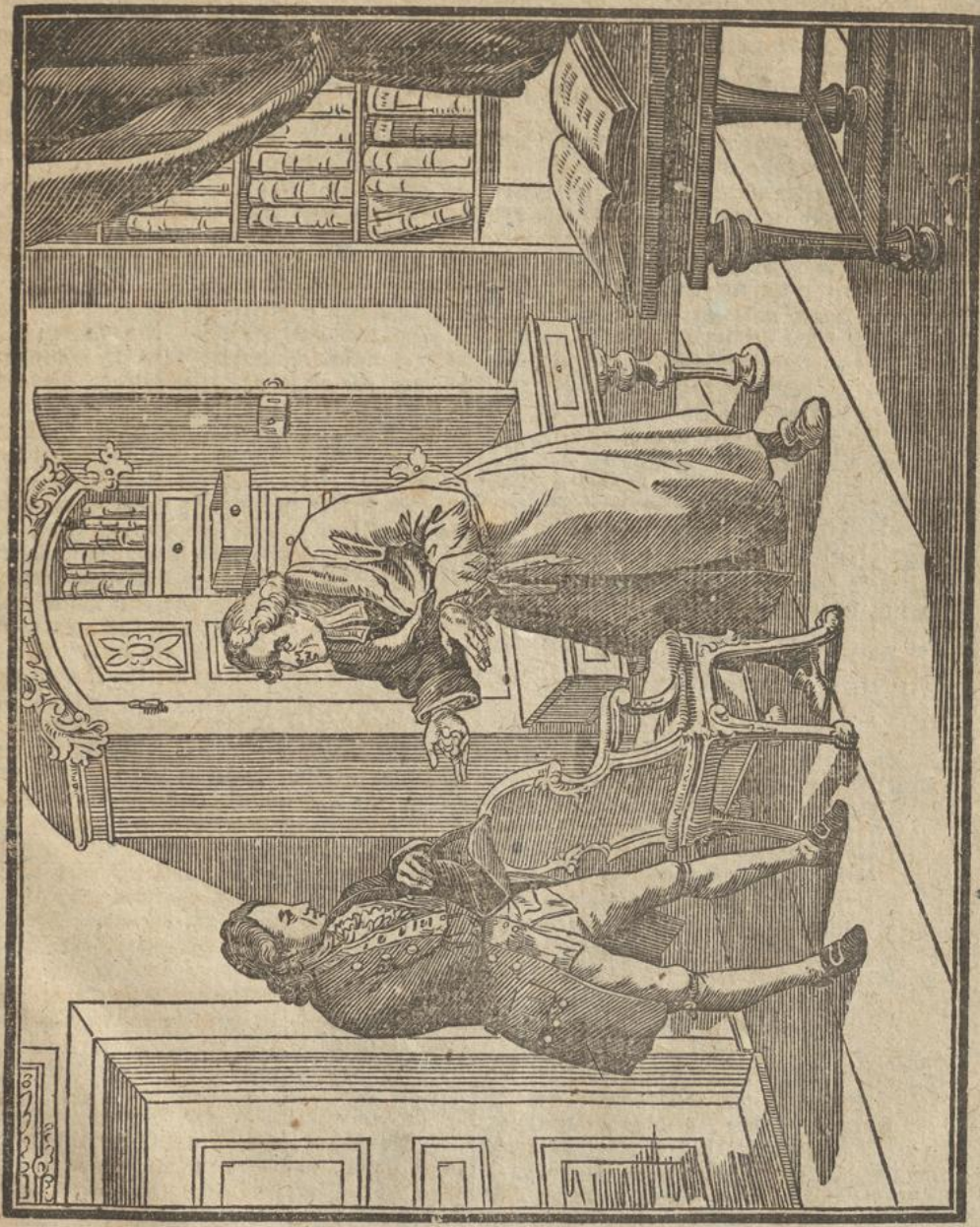
die Stille des  
lich, und  
werden; und  
rechnen will,

denlich bei  
Führer  
bereinigt  
Kleidung,  
verlegen,

in den  
er weiß  
er trank ge  
wurde aus  
er auch  
einzig Tho  
ihm so viel  
nden, den

ich mit  
ich kaum  
er habe  
achte er in  
den, und  
endlich du

manches  
manne  
finden zu  
Wald an  
Ausicht  
Bürgschaft  
ist.  
er dadurch  
urden aus  
Jüngling  
er Schulde  
en jungen



Namne Ruth zusprach und Vertrauen auf dem lieben Gott, der alles wohl machen werde!

Da war der Jüngling nicht mehr Herr seiner inneren Nahrung und Bewegung, und die Thränen traten aus seinen Augen und die Stimme wollte ihn erstickern und er faßte die Hand des wohlthätigen, Lehrers, und bat ihn um Vergebung.

Und jetzt war er nicht mehr der arme dürstige Student, sondern der Erbe einer reichen Grasschaft, der in Verkleidung gekommen war, nicht aus übermüthigem Spasse, oder aus eisser Neugierde, nein um sich selbst die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Gellert ein eben so edler Mensch, als ein trefflicher Lehrer sey.

Und damit bat er den frommen Lehrer eine Rolle Goldstücke anzunehmen, nicht für sich, denn ein solch Geschenk und eine solche Art zu schenken, hätte dem Herzen des Lehrers wehe gethan und dem reichen Jüngling keine sonderliche Ehre gemacht, nein, um dem ärmlichen und würdigsten seiner Zuhörer eine Erleichterung zukommen zu lassen, still und unbemerkt, für den Empfänger, wie für andere Leute.

Und somit verließ er den Lehrer, und waren beide bewegt, und fuhr des andern Tages schon fort aus Leipzig nach der Heimath. Gellert aber richtete ein junges Gemüth, das bekümmert war in bitteren Nahrungsforgen durch die schöne Gabe wieder empor, still und unbemerkt, in seiner schönen Weise.

### Belohntes Zutrauen.

In Paris in der Kaiserzeit treten einmal zwei unbekante Herren in ein Kaffeehaus, bestellen Eiertuchen und Kalbsbrühelein, trinken etwas dazu, und es geht so weit alles gut, als sie aber nach der Beche fragen, und die Beche zwar nur acht Franken ausmacht, aber jeder in den Säcken sucht und keinen Sou findet, da sehen sie einander verlegen an. Und der Aufwärter sieht ihnen die Verlegenheit an und traut ihren ehrlichen Gesichtern, und das will was heißen, einem unbekanten ehrlichen Gesichte trauen, in der großen Stadt Paris, und sagt, es habe nichts zu sagen, wenn sie kein Geld hätten, und nur ruhig nach Hause gehen, sie könnten ja bezahlen, wenn sie wieder einmal vorbeizögen.

Die Wirthin aber, die auch dabei ist, traut den ehrlichen Gesichtern nicht und macht selber ein laures — und schilt den Kellner, daß er so leichtfertig Kredit giebt, und lamentirt, daß nun abermals acht Franken ins Ramin geschrieben werden können.

Der Kellner läßt sich in seinem Zutrauen nicht irre machen, und obwohl die beiden Unbekanten nicht gerade ausfahen wie vornehme Leute in ihren einfa-

hen blauen Ueberdöcken, so sieht er ihnen doch so viel an, daß sie ihm nicht acht Franken schuldig bleiben und legt die Beche für sie aus.

Da zieht der eine der fremden Herren eine goldene Repetiruhr heraus mit Diamanten und bietet sie dem Kellner als Unterpfand an und dankt freudlich für sein Zutrauen; der junge Mensch läßt sich aber durchaus nicht bewegen, die Uhr anzunehmen und die Herren gehen fort.

Sie werden mich bald bezahlen, sagte er, und sie werden Euch nicht bezahlen, sagte die Wirthin, ausgelachen werden sie Euch für eure Dummheit, wie Jhes auch nicht besser verdient. Und so vergieng ein Tag, und es vergieng wieder ein Tag, und es vergiengen vier Tage und wer nicht bezahlt war, war der Kellner, und wer nicht für den Spot zu sorgen hatte, war der Kellner wiederum, denn die Wirthin laßt ihn nicht nur selber aus, sondern gab ihn auch alles Gälten zum Besten. Der junge Mensch aber schwieg zu den Stichelreden und dachte seinen Theil.

Am fünften Tage aber kam ein kaiserlicher Diener aus dem Schlosse in das Kaffeehaus und fragte nach dem Kellner, welcher für zweien Herren eine Beche von acht Franken ausgelegt habe, und zählte fünf und zwanzig Napoleonsd'or alle funkel nagel neu, erst von der Münzkütte weg auf den Tisch, und sagte zu dem überraschten jungen Menschen: „der Kaiser laßt Euch für eure Auslage danken, und schickt Euch fünf und zwanzig Napoleonsd'or. Er hat die Zeit über der Geschäfte zu viel gehabt, sonst hätte er es nicht vier Tage lang vergessen!“

Und so war es auch und die Fremden waren Niemand anders gewesen, als der Kaiser Napoleon selber und sein Großmarschall Dürok. Beide spazierten oft mit einander in der großen Stadt Paris herum unbeachtet und ungefannt, und machten manchmal Umläufe in Läden oder kehrten in Kaffeehäusern ein, wenn sie der Hunger anwandelte, oder der Durst, und der Großmarschall mußte immer bei sich seyn, denn der Kaiser trug keines bei sich. Aber diesmal hatte der Großmarschall seinen Geldbeutel dahins liegen lassen.

Item: Der Kellner wurde jetzt nicht mehr ausgelacht und die Frau Wirthin machte sich jetzt allerhand Gedanken.

### Bestrafte Grausamkeit.

Ein Scheik, das ist ein Oberhaupt einer arabischen Horde, und zwar in dem Gebiete des ägyptischen Vice-Königs Mehemed Ali, hatte seinem blinden Glaubenshaffe so grausam Lust gemacht, daß er von einem Thurme herab zweien Christen, aus keinem

andern Grunde, als weil sie Christen waren und keine Mohamebaner, erschoss. Zu einer andern Zeit hätte das nicht viel auf sich gehabt, denn der Türk ist verfolgungsfüchtig, und verzeiht gerne eine Grausamkeit oder eine Unthat, die gegen einen Christen begangen. Mehemed Ali aber denkt anders, denn es liegt ihm viel an der Gunst der europäischen Potentaten, die er durch Duldung solcher Grausamkeit nicht gegen sich aufbringen will, und dann schlägt er die Kunst und Wissenschaft der Christen aus Europa, und mancher dient in seinen Heeren, auf seinen Schiffen und in seinen Bergwerken mit gleichem Ansehen, als wenn er jeden Freitag in die Moschee beten gieng und ein Verehrer wäre des Propheten Mohamed. Also daß im Gebiete des Vice-Königs von Aegyptenland das Verfolgen und Töden der Christen nicht mehr statt findet wie zu früheren Zeiten.

Deswegen hieß der Enkel des Vice-Königs, mit Namen Abbas Mirza, der gerade um den Weg war, und auch etwas zu befehlen hat im Gebiete seines Großvaters, als er von der grausamen Menschensagd des Arabers gehört hatte, den Scheik vor sich treten und frug ihn, warum er die beiden Christen erschossen habe? Der Scheik aber entgegnete: der Geist des Propheten Mahomed hat mir befohlen, hundert Christen zu tödten. Da entsetzte sich Abbas Mirza über solche Mordlust aus Ueberspannung und Glaubenshaß also, daß er ausrief: Und mir hat der Geist des Propheten befohlen, dich hängen zu lassen zur Stunde! Und er winkte, und sein Befehl ward vollzogen in demselben Augenblicke.

### Das Erdbeben auf der Insel Martinique.

Am elften Tage des Janners 1839 vor Sonnenaufgang, wurden die Einwohner der Insel Martinique (sprich aus Martinik) von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht.

Die Insel Martinique gehört aber zu Westindien. Westindien nennt man nämlich alle großen und kleinen Inseln, so der großen Meerenge zwischen Nord- und Südamerika gegenüber liegen, auf der Morgenseite. Lauter fruchtbare Eilande in der heißen Zone gelegen, die nur zwei Jahreszeiten haben, nämlich einen trocknen Sommer und einen nassen, also daß die Einwohner von Frost und Kälte nichts zu befürchten haben, desto mehr aber von gräßlichen zerstörenden Stürmen und von Erdbeben. Zweimal des Jahres hat aber der Mensch dort die Sonne gerade über seinem Scheitel, also daß er um die Mittagsstunde keinen Schatten wirft.

Die Bewohner auf diesen Inseln sind aber emigriert, denn die ursprüngliche Bevölkerung ist grausam zerichtet worden, von den ersten Europäern, und jetzt wohnen Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen und Schweden, vermischt mit Schwarzen aus Afrika auf diesen Inseln, und das ehrliche teutsche Blut, das fast überall zu finden ist, wo der Himmel blau ist, hat sich auch hier und da eingefunden und eingebürgert unter der heißen Sonne. Auf der Insel Domingo haben aber die Schwarzen schon vor langer Zeit sich frei gemacht, und einen eigenen Freistaat errichtet, wie der belehene Leser gar wohl weiß, und der wißbegierige Leser, der es noch nicht weiß, erfahren kann, wenn er fragt bei dem Herrn Pfarrer oder dem Herrn Lehrer.

Die Insel Martinique von der oben geredet worden ist und jetzt wieder geredet werden soll, ist nicht besonders groß, denn sie mißt nur sechzehn Geviertmeilen, aber auch nicht die kleinste und besonders nicht die schlechteste, und der Franzos darf sich etwas darauf zu gut thun, daß sie eine französische Besetzung ist, und macht kein Hehl daraus, daß sie die wichtigste ist in Westindien, denn die Krone Frankreich beherrscht noch mehrere andere Inseln in Westindien.

Hat sie nicht in ihren fruchtbaren Thälern reiche Zuckerpflanzungen, obwohl in der neuesten Zeit die Pflanze sehr über das Fabriziren des Zuckers aus Runkelrüben Klage erhoben haben, weil dadurch der Preis ihres Zuckers nothwendig herabfallen muß, so etwas braucht man dem verständigen Leser nicht zu explizieren! Hat sie nicht Chinariade, die so gut ist für so manche Krankheit? Hat sie nicht prächtige Palmebäume, die dem Menschen zur Nahrung dienen, zur Wohnung und zu mancherlei Geräthschaften? Trägt sie nicht Kaffeebäume, Taback, Indig und Feigen.

Eine solche Insel lohnt schon die Mühe einer Ansiedelung und Anpflanzung, und mancher Pflanze und mancher Kaufmann hat sich darauf niedergelassen und die Bevölkerung ist angewachsen, nah an hundert tausend Menschen, und gab mit ihren schönen Gewächsen und ihren frischen vierzig Flüssen und den üppigen Pflanzungen daran, und ihren blühenden Städten einen schönen Anblick bis zum elften Jänner 1839.

Am elften Jänner des Jahres 1839 aber, die Sonne war noch nicht hervorgegangen aus den klaren Meereswellen und ein dichter Nebel lag auf dem Insellande, obwohl sonst in dieser Jahreszeit die Luft in jenen Gegenden ungetrübet, klar und heiter ist, da geschahen zwei gewaltige Erdstöße und als die innere Zuckung vorüber war, war Zerstörung und Verheerung allenthalben.

In St. Pierre, der Hauptstadt des Landes, welche 30,000 Einwohner hat, hat man sich noch Glück wän-

schen dürfen, obwohl kein Haus unbeschädigt geblieben ist, und der Schaden an Gebäulichkeiten allein 4,700,000 Franken, sage vier Millionen und sieben mal hundert Tausend Franken beträgt; viel Franken!

Viel schlimmer erging es aber der Stadt Fort Royal, wo der Gouverneur seinen Sitz hat. Ist nicht das neue Hospital, dessen Bau 300,000 Franken gekostet hat, zusammengestürzt, also daß nur ein Schutthaufen die Stelle bedeckt, welches es früher eingenommen hat.

Fünf und zwanzig Kranke, die die Heilung suchten in diesem Hospitale, sind umgekommen unter seinem Sturze. Unter ihnen die fromme Schwester Aurelia, aus dem Orden der barmherzigen Schwestern, die da Frankreich verlassen hat, ohne Furcht vor den drohenden Wirkungen des ungewohnten heißen Himmelstreiches, um ihre Gelübde zu lösen und an Kranken Barmherzigkeit zu üben auf der fernern Insel!

Ebenso ist die Schatzkammer, wie vom Boden wegesezt, und ebenso sind die Gefängnisse zusammengestürzt und ein großer Theil der Befangenen liegt begraben unter ihren Trümmern.

Die Buchdruckerei der Regierung und das Schauspielhaus wären vielleicht stehen geblieben, aber die Nachbarhäuser, die zusammenfielen über den heftigen Stößen des bewegten Bodens, links und rechts, sind auf beide Gebäude gefallen und haben sie zertrümmert.

Auch der Palast des Gouverneurs ist hart mitgenommen, und sein Landhaus Bellevue, das er bewohnt hat zur Zeit des Erdbebens, ist theilweise eingestürzt.

Selbst die drei Schuhe dicken Mauern der Kirche haben nicht Widerstand geleistet dem gewaltigen Erdbeben und müssen jetzt ausgebessert werden, und der Gottesdienst wird bis dahin abgehalten auf freiem Felde, inmitten der Gezelte, wovon sich die Bevölkerung geflüchtet hat aus ihren zertrümmerten oder doch stark beschädigten Häusern. Und Mancher der nicht beten konnte, hat beten gelernt an jenem grauenvollen Morgen. Und drei hundert und siebenzehn Menschen sind allein in Fort Royal umgekommen.

Solches Alles ist geschehen nicht in langer Zeit, nicht im Laufe mehrerer Stunden, nein in der kurzen Dauer von sechzig Sekunden!

Den Einwohnern von Martinique ist ein Erdbeben nicht gerade etwas seltenes, aber an ein solches kann sich der älteste Mann daselbst nicht mehr erinnern, und hat auch seit dem Jahre 1707 kein ähnliches das Elend heimgesucht!

### Der Storch.

Es hat schon Mancher einen Storch gesehen, der unfreiwillig mit beschnittenen Flügeln dabeiem ge-

blieben ist, wenn seine Mitstörchen sich aufgemacht haben und nach lustigem Hin- und Herfliegen unter dem blauen September-Himmel, gleichsam zur Uebung auf ihre weite Reise, fortgeflogen sind über Land und Meer auf einen ganzen Winter lang. Aber in Neustadt an der Aisch, im Bayreutherlande, im königlich bayerischen Kreise Oberfranken, hat man im Herbst 1836 einen Storch gesehen, der mit unbeschrittenen Flügeln zurückgeblieben ist, als seine Mitstörchen sich aufmachten und davon flogen, heißeren Gegenden zu, über Land und Meer. War er zu alt und traute er sich die Kraft nicht mehr zu zur weiten Reise, oder hatte er Mischgrund lieb gewonnen und mochte ihn nicht mehr verlassen, oder dachte er in seinem Herzen, ich will's doch einmal probiren und selbst mit ansehen, wie sich der Winter ausnimmt, der Hausfreund will's nicht verrathen und der Storch blieb.

Und ist es vielleicht dem Leser aufgefallen, daß ein Vogel dem Wandertriebe, der in ihn gelegt ist, und ihn fortzujagen zwingt zu bestimmter Zeit, widerstanden hat, und gleichsam gehandelt, wie nach eigener Wahl, so wird es demselben noch weit mehr auffallen, daß sich unter Thieren verschiedener Art ein Freundschaftsbündniß befestigt hat, wie es unter Menschen selbst nicht immer zu finden, denn des Storchens einziger und unzertrennlicher Gesellschafter in den kalten Tagen des Decembers und des Janners war ein Fischreier, und es ist oft wahrgenommen worden von Augenzeugen, wie der Reier seinen Fang aus dem Wasser an das Ufer brachte und mit dem Storchem brüderlich theilte.

Aber im Anfang Hornungs fand ein Schäfer den armen Storchem hinter einer Hecke, und war es Muthwille oder war es ein Versehen, dem Storchem war ein Fuß angeschossen und ein Flügel abgeschossen.

Da erbarmte sich der Schäfer des armen Thieres und nahm ihn auf seine Arme und trug ihn heim in seine Wohnung und pflegte sein, und beschämte dadurch manchen Menschen, der sich selbst des Thieres nicht erbarmt, das ihm lange hat dienen müssen und es sogar noch quält und mißhandelt.

Der Storch aber genas nicht mehr und verstarb nach einigen Tagen und hat die Ankunft seiner Brüder nicht mehr sehen dürfen in Monate März.

### Der Pfefferstrauch.

Der geneigte Leser hat schon manches Säulein gemehlet, und Blutwürste und Leberwürste und Schwartmagern gemacht und sie gehörig gewürzt mit Pfeffer und sich schmecken lassen, und nicht daran gedacht, nur zu fragen, woher denn der Pfeffer komme, ob er

gleich weiß, daß er nicht im Lande daheim ist, und aber wohl weiß, daß er weit herkommen muß, denn sonst würde nicht mancher Meister zu seinem ungeschickten und unseißigen Lehrling sagen, „wollte du wärest, wo der Pfeffer wächst.“ Nun aber der geneigte Leser durch den Kalendermann aufmerksam gemacht ist, nimmts ihn erst Wunder, daß er früher nicht daran gedacht hat, nur zu fragen, woher der Pfeffer kommt, und was er für ein Landsmann ist.

Merke, der Pfeffer kommt weit her, weit aus dem heißesten Theile des Landes Asia, aus Ostindien und den großen Inseln Java und Sumatra, und stammt von einem Strauche her, dem Pfefferstrauche. Dieser wächst in der heißen Gsuth der indischen Sonne bis zu einer Größe von zwölf Fuß, wenns gut geht, kann es auch eine Länge von fünfzehn Fuß draus werden. Der Pfefferstrauch hat aber das mit dem Rebstock gemein, daß er sich nicht selbst tragen kann, sondern einen Gegenstand haben muß, an den er festgehunden wird, einen Baum, oder einen Pfahl, sonst rankt er sich, wie der Rebstock, überall auf dem Boden hin, hat alsdann die besondere Art und Eigenschaft, daß er sich mit einer Wurzel nicht begnügt, sondern, wenn er den Boden berührt, überall aus seinen Augen neue Wurzeln schlägt, gleichsam um noch mehrere und reichlichere Nahrung aus der Erde zu saugen.

In Ostindien u. auf den Inseln Java und Sumatra wo er daheim ist, wächst er wild und braucht keiner besondern Wartung und Pflege. Die Holländer aber, welche große Besitzungen haben auf den genannten Inseln und auch die Engländer, haben bald seinen großen Nutzen eingesehen, denn die Pfeffer-Erndte wirft manche Million Gulden ab, und haben ihn deswegen aus einer wilden zur zahmen Pflanze gemacht und ganze Pfefferfelder angelegt, wie man hierlands Rebstücke anlegt, oder Hopfenäcker.

Ob schon der geneigte Leser wohl nicht in die Lage kommen wird, selbst Pfeffer zu bauen, sineomalen bei uns derselbige nicht fortkommt, und auch wenige Leser des rheinländischen Hausfreundes nach Ostindien auswandern, oder auf die königlich niederländischen Besitzungen auf den großen Inseln Java oder Sumatra, so nimmt es ihn dennoch Wunder, wie derselbe gebaut wird, denn der geneigte Leser ist ein wißbegieriger Mann.

Also, der Pfefferstrauch wird fortgepflanzt durch Ranken oder Schnittlinge, wie bei uns die Reben. Weil der Strauch ein rankendes Gewächs ist, so bedarf er einer Stütze oder Stange, abermals wie bei uns die Rebe. Wenn nun der junge Strauch etwa zwölf Fuß oder darüber an seiner Stange hinauf gewachsen ist, so schneidet man ihn drei Fuß hoch über dem Boden ab und läßt ihm höchstens drei Schößlinge, dann nimmt man die Stange, an welcher der

Strauch angebunden war, legt sie um und steckt ihre Spitze in den Boden, so tief es gehen will, also daß sie einen Bogen bildet. Im dritten Jahre beginnt die also behandelte Pflanze Frucht zu tragen.

Die Blüthe des Pfefferstrauches kommt am Ende der Ranken hervor, hat fast die Gestalt der Blüthe des Nußbaumes und ist von weißer Farbe. An den langen Blüthensträußen kommen aber eine Menge Beeren hervor, so groß etwa, wie die Beeren des Seidelbastes oder Kellerhasses, wer ihn kennt. Diese Beeren sind anfangs grün, nach und nach werden sie gelblich und spielen immar mehr ins Röthliche hinüber, wenn sie ganz roth sind, dann ist die Frucht zeitig. In jeder solcher Beere liegt ein Saamenkörnlein, ungefähr von der Größe einer Wachholderbeere.

Uebrigens werden die Beeren am Pfefferstrauche nicht allzumal zeitig; wein, einige sind schon glänzend roth, während die andern noch grasgrün aussehen; indessen ungeachtet erndet man den ganzen Pfeffer des Strauches auf einmal ein, sobald einige Beeren ihr rothes Kleid angelegt haben, denn sonst fallen die reifen Beeren auf den Boden und gehen verloren, oder die Vögel kommen und meinen, der Pfeffer sey für sie gebaut, und sagen die rothen Beeren schmecken gut.

Da man aber die Beeren zumal einerndtet, zeitig und unzeitige, grüne und rothe, so muß man sie von einander absondern. Ist dieses geschehen, so trocknet man die unzeitigen grünen Beeren an der Sonne. Dadurch bekommen sie eine schwarze Farbe und schrumpfen zusammen. Diese zusammengeschrumpften Beeren geben aber das, was man den schwarzen Pfeffer nennt, womit der geneigte Leser seine Würste würzt und seinen Schwarzenmagen.

Die zeitigen rothen Beeren hingegen, werden im Seewasser abgespült, bis die Haut davon herunter geht. Aus ihnen entsteht der weiße Pfeffer. Der weiße Pfeffer kommt aber hier zu Land nicht häufig vor, obwohl er noch schärfer ist, als der schwarze.

Ein guter und fruchtbarer Pfefferstrauch giebt aber des Jahres zwei und drei Pfund Körner.

Krüher waren die Portugiesen allein Herrn des Pfefferhandels und haben jährlich ein schön Stück Geld gewonnen. Nachdem ihnen aber ihre reichen Besitzungen in Asien bis auf weniges von andern Nationen abgenommen worden sind, handeln auch andere Völker mit dieser einträglichen Waare.

Item: Man hat auch versucht, den Pfeffer auf den dankbaren Boden und unter die heiße Sonne des südlichen Amerika zu verpflanzen, zum Exempel in Cajenne und hat sich nicht getäuscht, sondern seine Rechnung dabei gefunden.

Der geneigte Leser hat aber nunmehr etwas zu denken, wenn er ein Pfefferkörnlein in die Hand nimmt,



über seine Herkunft, und die Reise die es hat machen müssen, und durch wie viele Hände es gegangen ist, und hat schon wieder etwas heraus, vor den Lesern anderer Kalender, die das nicht wissen.

## Die Wittwe von Rhod.

Im Jahr 1782 sagte der Pfarrherr von Rhod zu einer armen Wittwe, welche ihm ihre Noth klagte, wie sie die Schulden ihres Mannes drückten und wie sie den Todfall, welcher damals noch entrichtet werden mußte, bezahlen solle, mit siebenzig Gulden und sich nicht zu helfen wisse, und der Herr Amtmann so ein gestrenger Herr sey und keine Rücksicht nehme auf ihre Armuth: „Ist der Herr Markgraf nicht ein guter und gerechter Herr, laßt Euch eine Bittschrift aufsetzen und gehet nach Karlsruhe und machet, daß Ihr sie dem Herrn selber überreichen könnt.“

Der Flecken Rhod, im jetzigen Rheinbaiern, war aber damals gut bairisch und hatte seinen eigenen Amtmann, und der gemeigte Leser weiß jetzt, warum der Pfarrherr die arme Wittwe nach Karlsruhe wies, und wer der gute und gerechte Herr war, an welchen er sie wies, nämlich der Markgraf Carl Friedrich, und der Leser, welcher in dem vorjährigen Kalender gerne gelesen hat, was darin erzählt ist von dem frommen und milden Fürsten, dessen Andenken nicht erlöschen wird im Lande Baden, freut sich, daß auch der diesjährige Kalender wieder eine Erzählung von ihm bringt.

Die arme Frau hatte sich nicht vergeblich von dem Pfarrherrn berathen lassen. Nein, sie ließ sich alsbald eine Bittschrift aufsetzen und machte sich, als die Schrift fertig war, auf, und über den Rhein Karlsruhe zu, und gieng rüstig fürbaß, und trug Strümpfe und Schuhe nicht an dem Füßen, sondern in der Hand, wie es die liebe Armuth thut, um sie zu sparen.

Wie sie aber den langen Weg zurückgelegt hatte und den Haartwald und an die Haha-Mauer des Schloßgartens kam, da hielt sie stille und setzte sich auf den Rasen unter einen Nußbaum, um Schuhe und Strümpfe anzulegen, auf daß sie reinlich und ordentlich eintrete in die Residenz des Markgrafen.

Der Hausfreund hat auch außerhalb Karlsruhe manchen Leser, der schon über die Schloßgartenmauer herunter gehüpft ist, mehr als einmal, und sich in der Hirschgrube herumgetummelt hat manchen Samstag Nachmittag in der Knabenzeit, dem man nicht zu sagen braucht, was die Haha-Mauer ist. Es ist aber doch nicht Jeder in Karlsruhe so daheim, wie der Hausfreund, der überall Bescheid weiß, in Karlsruhe und in Freiburg, in Weinheim und in Emeldingen,

und zum Theil auch in Batavia und Surabaja auf der Insel Java, und solchen Lesern wird bemerkt, daß der Schloßgarten zu Karlsruhe gegen den Haartwald hin von einer Mauer eingefast ist, die von innen ganz nieder erscheinet, also daß man gut darüber hinaussehen kann, von außen aber hoch ist, weil eine schräge Vertiefung sich daran lehnt, welche mit Gras besetzt ist.

Am demselben Tage, es war ein schöner Frühjahrs-morgen, und die Vögel sangen und die Kastanienbäume blühten, und die blauen Fliederbüsche dufteten, und die Tulipanen prangten in stolzen, leuchtenden Farben und die Sommervögel flatterten umher und sogen einen Maitrank aus den Blumenkelchen, und der in seinem Gotte ruhende Markgraf Carl Friedrich lustwandelte, in seinem freundlichen, schönen Schloßgarten und hatte seinen Erbprinzen an der Seite, seinen lieben, erstgeborenen Sohn.

Und es traf sich gerade, daß sie heide, der Markgraf und der Erbprinz der Haha-Mauer entlang wandelten, als das arme Weib draussen im Grase saß unter einem Nußbaume und Strümpfe und Schuhe anlegte.

Der Markgraf aber, der ein leutseliger Herr war, und der Frau wohl ansehen mochte, daß irgend ein Kummer sie drückte, blieb stehen, und fragte sie, was sie da mache? Da erwiderte das Weib, daß sie arm sey und niedergebeugt, und daß sie des andern Tages ihr Leiden und ihren Jammer dem Landesherren selber vortragen wolle, weil er ein guter und gerechter Herr sey, der die Leidenden und Trauernden gerne aufrichte.

Da fragte der Markgraf wieder die Frau, wo es ihr denn fehle, und die Wittwe antwortete: das kann ich Euch nicht sagen, guter Herr, denn man hat mir gerathen und eingeschärft, Niemanden mein Anliegen vorzustellen, als dem Landesherren selber in höchst eigener Person.

Darauf entgegnete der Markgraf mit seiner herzlichen Freundlichkeit und milden Hoheit, sie solle ihm nur freimweg ihr Anliegen mittheilen, denn er sey selbst wohlgefallen bei dem Landesherren und könne ihr leicht Gelegenheit verschaffen, vor ihm zu erscheinen.

Da gieng der Frau das Herz auf und sie erzählte dem fürstlichen Herrn der Länge und Breite nach, ihr Anliegen, und sagte Eines und dasselbe, drei-, vier- und fünfmal, wie es die liebe Einfalt zu thun pflegt, und meint langweilig zu seyn, sehr verständig, und der menschenfreundliche Fürst hörte ihr aufmerksam zu und fragte sie, als sie fertig war mit erzählen, ob sie denn keine Bittschrift bei sich habe an den Landesherren.

Ja freilich, antwortete das Weib, und zog eine Bittschrift hervor unter Schluchzen und unter Weinen,

„und hier ist sie,“ sagte sie, und zeigte dieselbige den beiden Herren.

Darauf forberte sie der Markgraf auf, ihm die Schrift zu übergeben, damit er sie dem Landesherren, der er doch selber war, obwohl unbekannt, zu überreichen, auf daß derselbe unterrichtet seye, wann das Weib vor ihm erscheine mit ihrer Bitte.

Aber die Frau hatte allerhand Einwand und Bedenklichkeiten, und meinte, wann sie ohne Wittschrift erscheine im markgrävlichen Schlosse, fortgewiesen zu werden von den Wachen daselbst, also daß der milde und leutselige Fürst viele Mühe hatte, sie zu überzeugen darüber, daß solches nicht geschehen werde, und er den Befehl erwieken wolle, daß sie alsbald eingeführt werde, vor den Landesherren, und ihr den Ort anwies, wo sie sich einzuweilen aufhalten sollte, vor dem Schlosse, und die Stunde, wann.

Als aber die Wittve endlich den Muth faßte, dem unbekanntem Herrn die Supplik zu überreichen, und hinunter gieng, die Schräge, mit Bras- und Glockenblumen bewachsene Vertiefung, da zeigte sich's, daß die Mauer zu hoch war, und der Herr die Wittschrift nicht erreichen konnte, auch wenn er sich hinunterbog, da faßte die Frau ein Herz, und bat den Markgraven, daß er ihr möge seinen Stock herunterreichen, damit sie die Wittschrift in das Stockband einhängen könne. So geschah es auch, und der Markgraf bestimmte nochmals die zehnte Stunde des andern Morgens, allwo die Wittve erscheinen sollte im hochfürstlichen Schlosse, und grüßte die Frau liebevoll und leutselig und begab sich weiter mit seinem Erbprinzen.

Wie nun aber die beiden Herren sich entfernt hatten und der Frau einfiel, daß sie nicht einmal wisse, wem sie die Supplik übergeben habe, da regte sich auf's neue die Besorgniß und die Angst in dem Herzen des armen Weibes, also daß sie auf's neue anfieng zu jammern und zu schreien, und die beiden fürstlichen Herren ihr Jammergeschrei hörten und nicht wußten, was dem Weiblein abermalen am Herzen liege. Deßwegen kehrte der Erbprinz um, und frug die Frau, was ihr abermals fehle, und warum sie so jammere und weine, und die Frau erklärte ihm, daß sie ja nicht wisse, wer der Herr seye, dem sie die Schrift anvertraut habe, und daß der Landesherr, wenn sie des andern Tages vor ihn treten werde, ohne etwas Schriftliches, ihr keinen Glauben schenken werde, und sie für eine Betrügerin halten.

Mancher andere hätte vielleicht die Geduld verloren über dem vielen Sejammer und Seächze, aber der milde Erbprinz Carl Ludwig, der ein gequältes und beängligtes Herz lieber aufrichtete und erquickte, als es seinem Jammer überließ, tröstete abermals das Weiblein, wie kurz zuvor sein hoher Vater, so, daß sie

mit aufgerichtetem Muth sich in die Stadt begab und in ihre Herberge.

Wie sie aber des andern Morgens über den Schloßplatz gieng an den grünen Hägen von Buz vorüber, da klopfte ihr Herz höher und höher, und sie meinte die Füße wollten sie nicht mehr tragen, je näher der Augenblick heran kam, wo sie vor den Landesvater treten sollte.

Wie sie auf dem angewiesenen Plage erschienen war, voll banger Erwartungen und freudiger Hoffnungen, da ward sie alsbald in die fürstliche Garderobe geführt, denn so hatte es der Markgraf angeordnet, und es dauerte nicht lange, so erschien Er selbst.

Wie aber die Frau an der hohen und kräftigen Gestalt des Markgraven ehrerbietig hinauffah, und in seinen Bügen den fremden Herrn wieder erkannte, der des Tages zuvor sie so freundlich angesprochen hatte im Schloßgarten, da ward sie bleich vor freudigem Schrecken, und konnte nur noch sagen: „Ach, wenn Sie der Fürst sind, so habe ich ja gestern schon mit Ihnen gesprochen,“ und sank in eine Ohnmacht.

Der Markgraf dagegen ließ ihr einen Sessel bringen, auf daß sie sich erhole, und als sie sich wieder erholt hatte, da tröstete er sie aufs Neue, und versicherte sie, daß er sich freuen werde, ihr zu helfen, wenn sie und ihre Wittschrift die Wahrheit besagten, denn der umsichtige Fürst ließ nur denen gerne seine Wohlthaten zufließen, die ihrer bedürftig waren, in der Wahrheit, auf daß nicht Unwürdige den Würdigen in den Weg treten, und damit gab er dem Weiblein ein Geschenk in Geld zum Sehrpennig und hat später, als sich die Wahrheit ihrer Angaben herausgestellt hatte, der armen Wittib ihre ganze Schuldigkeit erlassen, bei Heller und Pfennig.

So mild hat sich Carl Friedrich gezeigt einer armen Wittib, und es ist nicht der Betrag des Nachlasses, welcher der bedrängten Frau zu gut kam, warum der Hausfreund diese Geschichte erzählt hat, sondern die schöne Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit des hohen Herrn, und könnte mancher ein Exempel daran nehmen, der kein Landesherr ist.

## Der junge Hornist.

(Mit einer Abbildung.)

In der blutigen Schlacht bei Paris den 30. März 1814, ist manches Ehrezeichen erkämpft worden und manche Todeswunde und ein schöner Sieg für die verbündeten Mächte.

Der Hausfreund hat manchen Leser, dessen Brust jetzt ein Ehren- und Erinnerungszeichen zieret, und der

auch ein Wort mitreden kann, von dem 30sten März 1814, wenn das babilische Leib-Grenadier-Bataillon hat auch Theil genommen an dem Kampfe dieses Tages und an seinen Gefahren und an seiner Ehre.

Mit dem Bataillon war aber ausgezogen zum Erstnemale in den Krieg und in die Schlacht, ein Hornist, mit Namen Stößler aus Gemmingen, Bezirks-Amte Eppingen, und war er auch kaum über das Knabenalter hinaus, so wohnete eine männliche Seele in ihm.

Schritt er nicht, als die Schützen-Compagnie vorrückte mit in die französischen Kugeln hinein, mit rechter Zuversicht und ächtem Muth, unerschrocken vorwärts immer an der Seite seines Hauptmanns, und gab die erforderlichen Zeichen mit seinem Flügelhorne so pünktlich und so kräftig, als ob der Kugelregen, in welchen sie hineinzogen, und dessen er noch nicht gewöhnet war, nichts anders wäre, als ein leichter Mäzzenregen, und der Todt nicht bräute aus tausend und tausend Feuerröhren?

Während er aber gerade dem muthigen Schützen das Zeichen gab, zum Vorrücken auf den Befehl seines Hauptmanns, da zischte eine feindliche Kugel herbei, und warf den Hauptmann todt zur Erde, und gleich darauf kam eine andere herbeigeschossen und zerschmetterte dem jungen Hornisten das Bein, also daß er niedersank neben seinen leblosen Hauptmann, und noch das Horn am Munde hielt. Und das Leid um den Hauptmann und der eigene Schmerz vermochten den muthigen Jüngling nicht abzulassen von seiner Dienstpflicht, also daß er noch niederliegend und schwer verwundet einige ermunternde Stöße in das Horn that, um die braven Schützen anzufeuern zum Vorwärtsschreiten, obwohl er nicht mitkonnte, auf der Bahn des Sieges und der Ehre.

Aus einem solchen jungen Menschen hätte noch etwas werden können, wenn er wieder hergestellt worden wäre von seiner Verletzung, aber obwohl alsbald allmögliche Hilfe angewendet ward, so gab er dennoch bald den Geist auf und schläft nun mit vielen braven Soldaten, die gleiches Loos getroffen in französischer Erde.

Solchen Muth hat ein junger Mensch bewiesen, der kaum hinausgeschritten war über das Knabenalter, und noch dazu ein Landsmann des geneigten Lesers.

## Der Sklaven Flucht.

Der geneigte Leser hat schon oft davon vernommen, wie in einem Theile des amerikanischen Staatenbundes neben der größten Freiheit der weißen Menschen, auf den schwarzen Menschen der Druck der Sklaverei lastet. Nirgends ist aber dieser Druck schwerer

und größer als im Lande Alabama. Das Land Alabama gehört zu den südlichsten des Staatenbundes und hat einen reichen, fruchtbaren Boden, und zur Zeit eine noch schwache Bevölkerung, weshalb auch zwei Arme die den Boden zu bebauen vermögen bei der großen Hitze etwas gelten. In Alabama ist es schon sehr heiß, und das Land wird deswegen schon von Schwarzen, welche die Hitze besser vertragen können, angebaut, und nicht durch weiße Männer.

In Alabama aber dienen zweien Schwarze, Sklaven, und aßen ihr Stücklein Brod im Schweiße ihres Angesichtes, und gedachten sich zu befreien durch die Flucht, und trösteten sich mit der Hoffnung auf dereinstige Freiheit.

So etwas ist aber freilich leichter gedacht und gesagt, als ausgeführt, insbesondere in Alabama, denn Alabama liegt in mitten von lauter Sklavenstaaten. Sklavenstaaten nennt man diejenigen Staaten des nordamerikanischen Bundes, bei welchen die Sklaverei gesetzlich erlaubt ist, deren weiße Bewohner eifrig an der Berechtigung hängen, schwarze Menschen als Sklaven zu besitzen, so eifrig, daß diejenigen, welche zu Gunsten der Schwarzen und ihrer Freiheit das Wort nehmen, sich schon großen Beleidigungen und Mißhandlungen ausgesetzt haben.

In den Sklavenstaaten sammt und sonders darf sich aber kein schwarzer Fremder zeigen, wenn er keinen Schein von seiner Obrigkeit bei sich hat, worin ihm attestirt ist, daß er ein freier Mann ist, oder doch mit Erlaubniß seines Herrn wandert, sonst wird er ohne Weiteres festgenommen, öffentlich ausgerufen, und wenn sich kein rechtmäßiger Eigenthümer in einer bestimmten Frist meldet und ihn in Empfang nimmt, auf öffentlichem Markte verkauft, wie ein Stück Vieh.

Da nun der Staat Alabama von andern Sklavenstaaten umgeben ist, so ist es für einen Sklaven schwer, seiner Knechtschaft zu entinnen, denn wenn es ihm auch gelingt durchzugehen, so wird er über kurz oder lang angehalten und nach seinem Ausweis gefragt, und weil er keinen hat, entweder an den alten Herrn abgeliefert, oder an einen neuen verkauft. Und hat es oft im letzteren Falle viel schlimmer und härter, denn zuvor.

Das wußten die beiden Schwarzen in Alabama wohl, aber sie ließen dennoch die Hoffnung nicht sinken, und eben so wenig den Muth. Rein sie überlegten Tag und Nacht, wie sie ein Mittel fänden, in ein Land zu kommen, wo sie von den Befehlen der Sklavenstaaten nicht mehr erreicht würden, und wo der schwarze Mensch so frei ist, und so angesehen, wie der Weiße.

Ein solches Land ist aber Canada, welches die nordamerikanischen Staaten gegen Mitternacht begrenzt,

Das Land d  
 Mastrabundel  
 n, und zur d  
 ephalt auch ja  
 vermögen des l  
 danna u es f  
 imwegen f  
 vertragen f  
 inner.

Schwärze, W  
 Schwärze  
 zu befreien  
 der Hoffnung

der gedacht u  
 Allama, dem  
 venantaten. El  
 aten des noch  
 Elaneri g  
 er eifria an d  
 chen als Ein  
 welsche zu En  
 das Wort n  
 und Mifsp

und fonder b  
 en, wenn er f  
 sich hat, w  
 am ist, oder b  
 sonst mid  
 tlich aufgen  
 enthümer u  
 Empians n  
 wie ein Bild  
 von andern Elan  
 er Elanen f  
 dem wenn es  
 er über fary  
 weis getrag  
 in alten D  
 wufi. Und hat  
 und hater, b

ompa in Al  
 fassung u  
 Dein f  
 Mittel f  
 Beflegen der  
 den, und mo  
 angefeher, m

, welches die  
 ternacht bepl



und der Krone Großbritannien gehört, und der Leser kennt dies Land wohl noch aus den frühern Kalendern und erinnert sich wohl noch an die Empörung der französischen Bevölkerung in Unter-Canada, und an die Wiederherstellung der Ruhe durch die Gewalt der englischen Waffen. Canada theilt sich in Unter-Canada, wo meistens französische Bevölkerung sich niedergelassen hat, weil es früher der Krone Frankreich angehörte, und in Ober-Canada, wo sich mehr Einwohner von britischer Abstammung befinden. Beide Theile strecken sich an den Grenzen der nordamerikanischen Freistaaten hin; in Ober-Canada aber halten sich bereits 10,000 Schwarze und farbige Leute auf, meist entflozene Sklaven, und die britische Regierung, welche mit der Aufhebung der Sklaverei und des Sklavenhandels in ihren eigenen Kolonien den übrigen Seemächten rühmlich vorangegangen ist, nimmt sie gerne auf und hat an ihnen nicht nur fleißige und arbeitssame, sondern auch treue und anhängliche Unterthanen gefunden, welche nichts mehr verabscheuen, als eine Trennung des Landes Canada von dem britischen Reiche und dessen Vereinigung mit den Staaten der nordamerikanischen Union.

Farbige Menschen nennt man aber diejenigen, welche aus der Verbindung von Weißen und Schwarzen entstanden sind, und sind diese gleicher Strenge der Geseze in Nordamerika unterworfen, wie die Schwarzen selbst.

Also strebten die beiden Regier nach Canada zu kommen, ob es gleich kein Raßensprung ist von Alabama bis nach Ober-Canada, nein der kürzeste Weg von den nördlichsten Grenzen des einen Landes bis zu der südlichsten des andern beträgt an die dreihundert Stunden. Viel Stunden!

Die beiden Sklaven wußten, daß der beste Paß und Compaß auf einem solchen Wege Geld seye. Es ist in Amerika viel Orts der Brauch, daß man den Sklaven besondere Arbeitsstunden festsetzt, wo sie nicht bezahlt werden, weil sie des Herren Eigenthum sind; daß man dagegen die Arbeit, welche sie außer diesen Stunden unternehmen, ihnen bezahlt. Also arbeiteten die beiden Sklaven in freien Nebenstunden unablässig und unermüdet, und sparten ihr erworbenes Geld, wenn Andere es den Hals hinunterjagten und ihren Namuth zu ertränken suchten, und verbargen das Häuflein Geld, das immer schöner anwuchs in einem hohen Baume.

Als aber sie nach vielen heißen und arbeitsvollen Jahren, das ersparte Geld angewachsen sahen zu einer beträchtlichen Summe, und sie den Betrag für genügend hielten zur Ausführung ihres Planes, da schritten sie zum Werke, und zwar auf folgende Weise:

In den amerikanischen Sklavestaaten, wo der

Weisse den Schwarzen nicht nur verachtet, sondern auch die Arbeit, welche der Schwarze verrichten muß, und zwar eben deswegen, weil sie der Schwarze Mensch verrichtet, da giebt es auch Menschen europäischer Abkunft, welche, ohne Sklaven zu seyn, mitten unter den Sklaven arbeiten, aber gegen Lohn. Solche Leute werden meist durch das Unglück zu solcher Beschäftigung getrieben, oft auch in Folge ihrer eigenen Vergehungen und Niederlichkeiten. Es ist nun einmal in jenen Ländern so, und wird mit der Zeit, wenn die Bevölkerung anwächst, auch anders werden.

Einen solchen weißen Mann kannten die beiden Regier. Und, John, sagten sie eines Tages zu ihm: hättest ihr nicht Lust ein Paar Tage eine Reise zu machen, als ein reicher Herr, mit Chaise und Pferden, und zwei Mohren auf den Bock, und zum Einzug eines schönen Stück Geldes in Buffalo.

Und als der weiße Mann zugesagt hatte und Verschwiegenheit gelobt, da brachte ihm eines Abends, als es schon dunkelte, einer der Regier ein Felleisen, voll der schönsten, feinsten Hemden und Strümpfe und seidene Schnupftücher und seine Kleider, und als Herr John sich angekleidet hatte von Kopf bis zu Fuße in das fremde Eigenthum, und eine Brustnadel angesteckt hatte, und ein Augenglas an einem schwarzen seidenen Band und einen gemüthsfarbigen Ueberrock angelegt hatte, einen Schuh länger als er selber, alles aus dem Mantelsäcklein, und sich in einem Stücke eines zerbrochenen Spiegels betrachtete, da konnte er sich nicht satt sehen, an sich selber, und meinte fast selbst er seye ein reicher Kaufherr aus New-York, oder Neu-Orleans, oder ein reicher Pflanzer aus Karolina.

Als aber die Nacht herangedunkelt war, da fuhr ein Kaleschlein vor die Hütte des Herrn John, und die zwei Regier saßen in Livereyen auf dem Bocke, einer als Kutscher, der Andere als Bedienter, und sprang der Bedienter vom Bocke und half dem Herrn John seine schlechte Kleider, die er ausgezogen hatte, in den Mantelsack packen und lud den Mantelsack auf das Kaleschlein, den Herrn John in das Kaleschlein und schwang sich auf den Bock und fort giengs in die Nacht hinein, nordwärts.

Die Reise gieng glücklich von Statten. Es dachte Niemand daran, die beiden Schwarzen aufzuhalten, weil man sie für die Diener des Herrn im Kaleschlein ansah, und so kam man gen Buffalo.

Hier zog der Herr John seine kostbaren Kleider und die seine Wäsche wieder aus, welche ihm die beiden Schwarzen angeschafft, und legte seine schlechten Feszen wieder an, und die Schwarzen zahlten ihm die versprochene Summe reblich aus und verkauften Kaleschlein und Pferde, und die Kleidung ihres hieher-

gen angeblühen Herrn, und machten sich auf und flohen hinüber nach Ober-Canada unter den brittischen Schutze und zu ihren Namensgenossen, welche sie freundlich willkommen hießen und unterstützten auf alle mögliche Weise, und schützten sich aus dem kühlen Canada nicht mehr zurück in das heiße Alabama.

### Von den Wanderheuschrecken.

Die Raupen haben bei uns schon vielen Schaden gethan, und man hat ihn zum Theile selbst verschuldet, weil man die Vögel, so ihre besten Vertilger sind, nicht genug schont, und des geneigten Lesers Büblein hat vielleicht schon manches Vogelneest ausgehoben, und es wäre genug gewesen an einem Male, und das Büblein ist jetzt auch um ein Jahr gescheider und thut's nicht mehr, und wenn ihm ja der Gellusten Käme, der geneigte Leser weiß's ihn schon zu vertreiben.

Noch mehr aber als bei uns die Raupen, ob sie gleich schädlich und verderblich genug sind, verderben in manchen Gegenden die Heuschrecken, welche im Lande Arabia in der Tartarei daheim sind, und bisweilen über die Nachbarlande herfallen und sie ausplündern auf die fürchterlichste Weise.

Die Heuschrecke aber, die solche Hungersnoth und solches Herzenleid verbreiten kann in einer ganzen Gegend, ist die Wanderheuschrecke, und ist dritthalb Zoll lang, und ist beflügelt, und der Vorderleib und die Flügel sind grün, der Hinterleib aber und Füße roth, und kommt meist in Gesellschaft von Millionen und abermals Millionen ihres Gleichen, manchmal findet man sie aber auch einzeln. Und der Hausfreund wünscht nicht, daß der Leser einen solchen Heuschreckenschwarm persönlich möge kennen lernen, denn es ist keine Unmöglichkeit, und ist unser liebes Teutschland, absonderlich aber das Frankenland von einem Schwarme heimgesucht und ausgefressen worden, im Jahre ein tausend sieben hundert und fünfzig, also daß weit und breit, wo sich diese Thierlein niederließen, kein Gras und kein Halm mehr zu sehen war, und kein Blättlein Laub. Eine solche Heuschrecke hat den ganzen Tag Hunger und frisst einen Halm mit solcher Schnelligkeit in sich hinein, also daß es das Ansehen hat, als schlüpfete der Halm hinein in das Thierlein.

Weit gereiste Männer aber, die in der ganzen Welt herum kommen, zum Beispiel in der Krim, was eine Provinz des südlichen Auslands ist, die haben solche Heuschreckenschwärme schon bisweilen gesehen, und es ist schon der Mühe werth anzuhören, was sie davon erzählen, und besser, als wenn man es mit ansehen muß, absonderlich daheim.

Und der geneigte Leser kann sich eine Vorstellung von dieser Landplage machen, wenn er hört, daß ein solcher Schwarm, wo er sich niederläßt, alles bedeckt, also daß man den lieben Erdboden nicht sieht vor lauter Heuschrecken und überdies die Luft von ihnen angefüllt ist, über und über. Wenn aber solcher Schwarm sich in die Höhe hebt, zum weiter Ziehen, und um eine andere Gegend kahl fressen zu können, dann steigt er hoch auf, unermesslich hoch, und zieht einher wie eine schwarze Wolke und verdunkelt das Licht der Sonne. Und wenn die Sonne dann schräg auf die fliegende Wolke von Heuschrecken fällt, alsdann scheint dieselbe zu glühen, als eine Feuerwolke, sintemal Beine und Hinterleib dieser Thierlein roth ist, wie der geneigte Leser bereits weiß. Wenn aber solche Heuschrecken aufsteigen, um fortzuziehen aus einer Gegend in die andere, dann machen sie einen Lärmen, gleich dem Brüllen des Meeres im Sturmwinde, und wer das Meer noch nicht hat tosen und brüllen hören im Sturme, der kann sich den Lärmen eines solchen Heuschreckenschwarms nicht denken.

Solches erzählen glaubwürdige Reisende, und der geneigte Leser darf kein Bedenken tragen, es ihnen zu glauben, zumal es der Hausfreund denselben nach erzählt, der Niemanden mit Lügen betriegt, und auch keinen Menschen in den Tag hinein etwas nachspricht, was nicht wahr wäre, oder nicht wahrscheinlich.

Der bibelkundige Leser zweifelt aber noch weniger an dieser Erzählung, denn er hat sich schon lange erinnert an die zehen Plagen Aegyptenlands, und an das zehnte Kapitel im zweiten Buch Mose, heißt es dorten nicht: „Mose redete seinen Siab über Aegyptenland. Und der Herr trieb einen Ostwind ins Land den ganzen Tag und die ganze Nacht; und des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her. Und sie kamen über ganz Aegyptenland, und ließen sich nieder in allen Orten in Aegypten; so sehr viel, daß zuvor dergleichen nie gewesen ist, noch hinfort seyn wird. Denn sie bedeckten das Land und versinsterten es. Und sie fraßen alles Kraut im Lande und alle Früchte auf den Bäumen, die dem Hagel waren überblieben: und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen, und am Kraut auf dem Felde in ganz Aegyptenlande.“

Wie aber der allmächtige Gott in seiner unerforschlichen Weisheit eine solche Plage sendet über ganze Gegenden, so hat er auch wieder Mittel und Wege die heimgesuchten Lande von solcher Qual zu befreien.

Solche Mittel hat er in die Natur selbst gelegt, im Wind und Regen und in den Selbsterhaltungskrieb mancher Thiere. Denn manchmal erhebt sich ein kalter Wind, oder es fällt ein Regen, und ganze Millionen solcher Wanderheuschrecken, welche die Kälte nicht ertra-

gen Können, stanken todt zu Boden. Oft fängt ein Sturmwind an zu blasen, und nimmt die ganze Heuschreckenwolke mit sich fort ins Meer hinein, und hungrige Fische schnappen sie auf, und meinen nicht, es seyen zu viele. Und wenn sie auf dem Lande den Boden bedecken, da kommen Vögel verschiedener Art, und picken sie auf, so lang sie Hunger verspüren; deshalb haben sie an Fröschen und Eidechsen gefährliche Feinde, und Schweine und Füchse haben auch Appetit nach ihnen. Ja sie zerschlagen sich bei ihrem dichten Flügen und bei ihrem Gewimmel durch einander selbst oft die Flügel dermaßen, daß ganze Massen todt oder lahm herunter fallen.

Und das Menschengeschlecht, zu welchem der liebe Gott nicht umsonst gesagt hat, „füllet die Erde und machet sie euch unterthan,“ hat auch allmählich gelernt, wie man solche Feinde vertreibt, nämlich mit Körnern und Getöse.

Ein reisender Engländer hat es selbst mit angesehen, in der russischen See- und Handelsstadt Odesa am schwarzen Meere, wie eine Heuschreckenwolke herunterstürzte auf Felder und Gärten, und die Einwohner herbeieilten von allen Ecken und Enden und Lärmen machten, wie es ein Jeder vermochte, mit Flinten und Pistolen, mit Pauken und Trommeln, mit Mörseln von allen Kalibern und mit zinnernen Kasserolen, wer sonst nichts hatte.

Item es half, und die Heuschrecken machten sich wieder auf über dem Getöse und flogen von dannen.

## Das Pflegkind.

Seht Euch ein, gute Frau, ihr müßtet sonst immer weiter kommen, Ihr und Euer Knäblein, denn die Nacht bricht herein und ist Niemand's Freund, am wenigsten im Winter. Also sagte auf französisch ein Fuhrmann aus dem Lothringen, welcher über das Bogenische Gebirge heimfuhr aus dem Elsaß ins Lothringen, und eine Frau erblickt hatte, am Wege, mit einem Knaben auf dem Arme, und hatte sich nicht freiwillig niedergelassen in den Schnee und unter die Tannen und Fichten, die von Reif glitzerten und glänzten, und es war im Monat December des Jahres eintausend acht hundert und dreizehen. Und die Frau, welcher der Fuhrmann wohl ansehen mochte, daß sie der Mühseligkeiten einer Fußreise, zumal im Winter und zumal mit einem kleinen Kinde nicht gewohnt war von Jugend auf, war eine französische Offiziersfrau, und war ihrem Manne nachgefolgt bis nach Schlesien hinein, und hatte eine traurige Rückreise, als dieser gefangen worden war in der großen Leipziger Schlacht,

wo Gottes Arm und der verbündeten Völker Muth die Uebermacht des französischen Kaisers gebrochen hatte, und gedachte eine Zufluchtsstätte zu suchen mit ihrem Kinde bei ihren Auserwanden im Lothringen, und der Mann war ein Elsässer. Und es war der bekümmerten Frau gelungen, sich fortzubringen mit dem kleinen Kinde über den Rhein, unter tausend Mühen und durch Kälte und Hunger und Durst und mitleid unter den Heerschaaren, die getrennt und mühsamlich heimkehrten auf allen Straßen nach Frankreich. Als aber die Frau gekommen war bis zu den Bergen, welche Lothringen trennen vom Elsaß, da begannen die Anstrengung und die Gemüthsbewegung und die Kälte und die Erschöpfung ihr Recht auszuüben und als sie nicht mehr weiter konnte, zu sterben gedachte an der Landstraße, und es hätte auch so kommen müssen, wenn der gütige Gott nicht Hilfe gesendet hätte, in dem Fuhrmann, der die erstarrte Frau auf sein Wägelchen aufhub mit dem Kinde und ihr seinen Mantel hereinlangte um den Knaben darein zu wickeln und ihn zu wärmen, und hat also das Sprüchlein erfüllt, so weit er konnte, so geschrieben steht im Propheten Jesaja: „Brich dem Hungrigen dein Brod und die, so im Elende sind, führe ins Haus, so du einen nackend siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch.“

Ich will euch ins nächste Dorf bringen, sagte er, es ist nur eine halbe Stand dahin, dort müßet ihr ausruhen und euch erwärmen und stärken, bis ihr fürbaß ziehen könnt in eure Heimath.

Als sie aber hineingefahren waren in das Dorf, wo der Fuhrmann einen Bekannten hatte, von welchem er wußte, daß er das Herz auf dem rechten Fleck trug und sein Stück Brod gerne theilte mit den Hungerigen, obwohl er selbst nichts übrig hatte und vom Taglohn lebte, und sie vor dem armen Häuslein des Mannes abgestiegen waren, da zeigte sich's, daß das Elend Hilfe suche, in dem Hause der Trübsal. Denn die Leute, so in dem Hause wohnten, stunden da, in dem tiefsten Herzeleid, und die Mutter weinte am Bettlein ihres einzigen Kindes, und es war ein Wäblein, und das Knäblein lag da, wie im Schlafe, aber es war sein letzter Schlaf auf Erden, und brauchte sich nicht mehr zu freuen auf die Christnacht und den Weihnachtsbaum im stillen Stüblein der Aeltern, denn der große Christtagsmorgen war ihm schon aufgegangen unter den himmlischen Palmen. Und der Vater des Kindes stand in tiefem, sprachlosem Schmerz unter dem Fenster, und sah in die Sterne, die vom Winterhimmel herunterfunkelten, gleichsam als wenn er die neue Heimath des hingegangenen Kindes herauslesen wollte aus den Sternen des Himmels.

In solchen Jammer trat die arme Frau, und war

wach reicher in allem ihrem Glende und in ihrer Lage, denn sie hatte doch ihren Knaben noch, und er lebte noch, und schmiegte sich an die mütterliche Brust. Aber die Bewohner des Hauses hatten, trotz ihres Kummers, der mit ungewohnter Neuheit auf ihnen lastete, noch Raum genug im Herzen zum Mitleide mit der fremden Frau und dem kleinen frierenden Kind, und nahmen beide willig auf, die Mutter und das Kind, obwohl sie sich mit einander nur wenig verständigen konnten, dieweil die fremde Frau französisch sprach, und nur ein wenig gebrochen teutsch, die Leute aber teutsch sprachen, denn das Elsaß ist ein teutsches Land, wie wohl es zum Königreich Frankreich gehört, und der Fuhrmann, welcher als Dolmetscher hätte dienen können, sich also bald wieder fort machte, wie er die fremde Frau im Trocknen wußte.

Es war aber nicht allein der Unterschied der Sprachen, welcher die fremde Frau veranlaßte, nur mit stiller Dankbarkeit die Wohlthaten ihrer fremden Pfleger anzunehmen, nein sie war der Sprache überhaupt nicht mehr mächtig, denn die Leiden, welche sie ertragen hatte über zwei Monate lang, und die Angst und der Kummer hatten ihre Gesundheit erschüttert, und ihr Körper begann den ungewohnten Anstrengungen zu erliegen, gerade zu der Zeit, wo ihm Ruhe geworden war, und als das Morgenroth herüber leuchtete vom der Gegend des Rheines her, da hatte auch sie aufgehört zu leben für diese Erde, und war befreiet von allen Leiden, und Niemand wußte, woher sie gekommen, noch wer sie gewesen war.

Als nun die Landleute wahrnahmen, daß die fremde Frau verschieden war, und auf ihr eigenes todttes Kind blickten und auf das fremde lebende, da sahen sie einander an mit frommem Schmerz und verstanden den lieben Gott. Ein Herz, das der liebe Gott heimgesucht hat, mit einem tiefen Schmerz, versteht ihn leichter, als ein weltfrohes, kummerfreies Herz. Also verstanden sie, daß der liebe Gott, welcher ihr eigen Knäblein genommen hatte, in seine Obhut, ihnen das fremde Kind übergeben habe es zu pflegen und groß zu ziehen, und ihnen Ersatz versprochen habe, in der dankbaren Liebe des fremden Kindes für das eigene. Und sie gelobten sich, Aelternstatt zu vertreten an dem fremden Knaben.

Und nachdem sie ihr eigen Knäblein hinausbegleitet hatten, und das letzte Bettlein, das ihm aufgeschüttet war mit einem Kreuze geziert hatten, da zogen sie den Pfarrherrn zu Rath, denn der Ort in dem sie wohnten, ist ein katholisch Pfarrdorf, und der Hausfreund könnte es wohl nennen, und der Pfarrherr war ein ehrwürdiger alter Herr, und war grau geworden unter seinen Pfarrkindern, und liebten ihn alle, gleich

als einen Vater, und fanden Rath und Hilfe bei ihm, wenn sie des Rathes und der Hilfe bedurften.

Dem Geistlichen aber erklärten sie, daß sie das fremde Kind als ihr eigenes betrachteten wollten, und der Geistliche lobte solchen Entschluß.

Den Leuten, welche nicht wußten, wie der geneigte Leser, daß die Mutter des Kindes die Frau eines französischen Offizieres war, lag viel daran, und dem Pfarrherrn noch mehr, zu wissen, wem das Kind seye und von welcher Abstammung und Herkunft; aber der ärmliche Nachlaß der Mutter gab keinen Aufschluß, denn man fand keinen Paß, keinen Ausweis, gar nichts Schriftliches bei ihr, dagegen ein Gebetbuch in französischer Sprache, darinnen nur der Vorname „Ludovika“ auf dem ersten Blatte eingeschrieben stand. An der Hand trug aber die Frau ein dünnes goldenes Ringlein, und waren in dessen innere Seite zwei Buchstaben eingegraben, ein F. und ein C. Und das war Alles.

Der Pfarrerr aber begrub die Frau, und wurde manches andächtige Vater unser an dem Grabe derselben gebetet, und die Leute die den Knaben aufgenommen hatten, behielten ihn, und pflegten ihn trotz ihrer Armuth.

Inzwischen hatten die siegreichen Heere der albirten Monarchen das französische Kaiserreich umgestürzt, und Ludwiga der Achtzehende war nach Frankreich gekommen, sich zu setzen auf den Thron seiner Väter, und der erste Pariser Friede ward geschlossen, und Napoleon Bonaparte, war gezogen auf die Insel Elba, die ihm allein belassen worden war, von seinem großen Reiche, und die Fürsten von Europa hatten sich versammelt zu dem großen Congresse zu Wien, und Napoleon Bonaparte war zurückgekehrt nach Frankreich und war wieder Kaiser hundert Tage lang und die Schlacht bei Waterloo ward geschlagen und Napoleon ergab sich an den Engländer, und ward abgeführt auf die Insel St. Helena, und der zweite Pariser Friede kam zu Stande, und mit der Ruhe begonnen Handel und Gewerbe sich zu heben, und die Pflege-Eltern des Waisenknaben zogen ihn auf, trotz den Bewegungen und Stürmen dieser Zeit mit vieler Liebe, und das Kind gedieh und ward immer größer und schöner, und wuchs so zu sagen immer mehr in das Herz der Pflege-Eltern hinein, und nannten ihn Ludwig nach dem Namen seiner Mutter.

Und der Pfarrherr hatte seine Freude an den Aeltern und an dem Kinde, und an der Liebe, die zwischen beiden war, und als das Jahr 1816 hereinbrach mit seiner Noth und seinem Hunger, und das tägliche Verdienst der armen Leute nicht mehr hinreichen wollte, zu ihrer eigenen Lebensnahrung und Nothdurft, und sie lieber allen Mangel litten, als



das Kind etwas entbehren ließen, da setzte sich der Pfarrer hin und machte einen Bericht an den Vorstand des nächsten Waisenhauses und erzählte darinnen Alles, was der Leser bereits weiß, und der Hausfreund nicht noch einmal zu erzählen braucht, und erlangte endlich nach langer Mühe und vieler Schreiberei, daß dem Kinde ein Jahrgelohlt bewilligt wurde, auszuführen an seine freiwilligen Pflegeältern, alle Viertelsjahre, bis das Kind dreizehn Jahre alt sein würde. Und war es nicht viel, so war es doch etwas. Item: die guten Leute hatten es nicht einmal verlangt, obgleich sie auch früher schon nichts übrig hatten, noch vor den Jahren des Hungers und noch vor den Jahren des Krieges. Ja, sie gedachten dem Knaben von dem Gelde zurückzulassen, was sie erübrigen könnten, und ihn überließ einmal anzunehmen an Kindesstatt. In ihrem Herzen hatte er schon ohnedieß schon Kindesstatt gewonnen.

So wuchs der Knabe und blühte heran, und war das schönste und munterste Bublein im ganzen Dorfe. Und er war nicht nur der Augapfel seiner Pflegeältern, nein, auch auf dem Pfarrhofe war er der Liebling und durfte allorten sich manche Freiheit herausnehmen, obgleich der geistliche Herr es nicht an Zucht und Ermahnung fehlen ließ, wenn das Bublein übermüthig werden wollte oder neckerlos.

Also wurde der kleine Ludwig sieben Jahre alt, drüber that der geistliche Herr auch die Augen zu und ward begraben in geweihter Erde. Es dauerte nicht lang so zog sein Nachfolger auf. Und war der alte Pfarrer ein freundlicher milder Mann, so war der neue ein desto strengerer, ernter Herr, obwohl er es auch gut meinte mit den Angehörigen seiner Gemeinde.

So meinte er auch, als er einige Zeit auf seiner Pfarrei war, und das Bublein bisweilen auf dem Pfarrhof war, und noch von dem alten, freundlichen Herrn her, meinte, es sene da zu Haus und sich manche kleine Freiheit heraus nahm, obwohl keine Unart, das Kind sene verzogen und in schlechten Händen, und hat er den Pflegeältern Vorwürfe darüber gemacht oder nicht, haben die Pflegeältern ihm deßhalb vielleicht ein wenig zu lebhaft widersprochen, oder sich vor Andern unwillig geäußert über die Strenge des Pfarrherrn — und ihn dadurch in seiner Ansicht bestärkt, denn wer Unrecht hat, nimmt einen Tadel meist viel empfindlicher auf, als Einer, der sich nicht davon getroffen fühlt. Der Hausfreund weiß es nicht. Kurz, der Pfarrer hielt das Kind für schlecht versorgt und für seine Pflicht, dasselbe in ein Haus unterzubringen, wo es zweckmäßiger aufgezogen würde.

Also setzte er sich an seinen Schreibtisch, und schrieb an den Vorstand des Waisenhauses, welches bisher den Pflegeältern des kleinen Ludwig ein jährli-

ches Kostgeld für ihn ausbezahlt hatte, das Kind sene nicht in den besten Händen, und es thue Noth es irgendwo unterzubringen, wo es unter strengerer Zucht und Leitung stünde.

Und siehe es dauerte nicht lange Zeit, trat ein Beamter des Waisenhauses in die Stube der Pflegeältern des kleinen Ludwig und erklärte denselben, wie man aus sicherer Hand erfahren habe, daß der Knabe nicht gehörig bei ihnen erzogen werde, und wie man deßhalb beschlossen habe, ihn anderswo unterzubringen, in einer andern Gegend, die auch gesünder sene, für das Kind, in ein Dorf nächst dem Rheine, und daß das Kind augenblicklich fort mit ihm müße.

Und es half kein Flehen und kein Bitten der erschrockenen Pflegeältern, der Knabe mußte augenblicklich fort, obwohl er bitterlich weinte, und obwohl seine Pflegeältern erklärten, sie wollten ja gerne auf das Kostgeld verzichten, und das Kind wie zuvor ernähren, mit der Arbeit ihrer Hände.

Und so ward eine neue Wunde aufgerissen, und sie meinten oft an den leeren Stätten, wo das Kind früher gespielt hatte, und so glücklich war, und dachten nicht daran, daß der liebe Gott wohl weiß, warum er ihnen den Knaben wegführt.

Eines Tages aber, als sie wieder zusammen geredet hatten, von ihrem kleinen Ludwig, fiel dem Manne ein, haben wir nicht das Gebetbuch seiner Mutter noch und ihren Ring? Und sollten wir es nicht dem Knaben bringen, es ist ja das einzige Erbtheil von seiner Mutter sagte die Frau. Und es hilft ihm vielleicht seinen Vater wieder finden, sagte der Mann, und es war, als ob eine freudige Ahnung aufdämmerte in seinem Herzen.

Also rüsteten sie sich zur Reise, und packten zusammen, was sie brauchten zur Lebensnahrung auf zwei Tage, und steckten das Buch und Ring zu sich und machten sich des andern Morgens auf den Weg, frühe, noch vor dem Ausgang der Sonne.

Und so waren sie fünf Stunden gegangen, und das Verlangen den Knaben nun bald wieder zu sehen, hatte alle Müdigkeit überwunden. Nach fünf Stunden kamen sie an das Ende des Gebirges, und die schöne Ebene des untern Elsses lag vor ihnen im Morgensonnenschein, und die Stadt Weissenburg vor ihnen am Fuße des Berges, und allenthalben schauten glänzende Kirchentürme und stattliche Dörfer aus grünen Obstbäumen hervor, und ein silberner Streif bligte im Sonnenlichte, und es war der Rhein, und hinter ihm stunden die badischen Berge in dunkler Bläue.

Und es war der Rhein, und sie sollten den Liebling ihrer Herzen wieder sehen, und sie ließen sich nieder in der schönen Gegend auf eine Bank von Stein, denn sie begannen allmählig Müdigkeit zu verspüren

in ihren Gliedern, und stillten den Hunger, welcher sich auch nach und nach eingestellt hatte, an den Speisen, die sie mitgebracht.

Drüber kam ein Reitermann herauf, ein stattlicher Herr, von ernstem kriegerischem Ansehen, und die Leute boten ihm bescheiden die Zeit, und er erwiderte ihren Gruß, und frug sie woher und wohin, und was sie für Geschäfte hätten, wie man sich eben fragt, wenn man sich begegnet auf der Straße.

Und als ihm die Leute Bescheid gegeben hatten, sie wollten da und dahin, und den kleinen Ludwig besuchen, ihr früheres Pflegekind, und seyen von da und da, und des Kindes Mutter seye allort gestorben, und wollten dem Knaben ihren Nachlaß bringen, und es den fremden Herrn belangte, ein Näheres zu wissen, über den kleinen Ludwig und seine Lebensgeschichte, und die guten Leute, welche froh waren, von dem Kinde reden zu können, ihm alles erzählten, wie es sich verhielt, und zuletzt auch das Gebetbuch hervorzogeten und den Ring, und der Fremde Eines betrachtete, und das Andere, da wurden seine Gesichtszüge plötzlich ganz anders, und die Augen giengen ihm über, und er konnte lange nicht reden, und, der genaigte Leser hat es oben schon bemerkt, es war der Vater des kleinen Ludwig, und war jetzt Oberförster, und war gerade in die Gegend versetzt worden, in welcher das Dorf lag, worin die gutmüthigen Leute wohnten.

Was nun geschah, weiß der Leser, der Hausfreund braucht kein Wort darüber zu verlieren, daß aber der Oberförster, der Bruder des Pfarrherrn in jenem Dorfe ist, weiß der Leser nicht, und hat's auch nicht geahnt, und es ist dem Hausfreund dies um so lieber, als der Pfarrherr jetzt die Pflegeältern seines Neffen kennen gelernt und eine bessere Ansicht über sie gewonnen hat.

### Die Jüdin von Krakau.

Eine arme Frau in Krakau erwachte eines Morgens und wußte nicht, wovon sie den Hunger ihrer Kindlein stillen sollte, denn ihr Mann war fortgefahren mit seinem Fuhrwerk nach Teutschland, um etwas zu verdienen, und was er zurückgelassen hatte zur Erhaltung der Seinigen, war verzehret und verbraucht, denn seine Rückkehr hatte sich verschoben. Für Andere arbeiten konnte die Frau nicht, denn ihre Kinder bedurften Pflege und ihrer Wartung. Bei guten Freunden und Bekannten leihen konnte sie wieder nicht, denn wo sie anklopfte, ward ihr nicht aufgethan, der eine hatte kein Geld, und der andere hatte wieder eine an-

dere Ausrede, zum Betteln aber konnte sie sich nicht entschließen.

Als nun die Frau in der Noth ihres Herzens die Augen emporrichtete, da fiel ihr Blick auf ein altes Gebetbuch, in Leder gebunden und mit Silber beschlagen, so ein Erbstück war von ihren Aeltern. Es war die einzige Sache von Werth in ihrem kleinen und armen Haushalte, die sie veräußern konnte oder versehen.

Allein das Buch hatte sie betrachtet als ein Kleinod, denn sie hatte und ihre Voreltern hatten Trost darinnen gefunden, in den Stunden der Trübsal, und in den Stunden der Freude, wenn ihr Herz in dankbare Ergießung ausströmen wollte gegen den himmlischen Vater, und ihnen die Worte fehlten, schöne, erhebende Worte des Gebetes — solch ein Kleinod verkauft oder verfehrt wohl der Leichtsinn, nicht aber ein frommes Gemüth.

Aber das Jammern ihrer hungernden Kinder zerschchnitt der Frau das Herz; also nahm sie das Buch und gieng zu einer Jüdin, so vom Wucher lebte und vom Leihen auf Pfänder, und bot ihr das Buch gegen ein Darleihen von zwei Gulden. (Zwei polnische Gulden thun 1 fl. 12 kr. nach unserm Gelde.)

Die Jüdin besah zuerst das Buch, und dann die Frau, und machte große Augen, und sagte: warum sie gerade ein Gebetbuch verfehe? Als aber die Frau erzählte, daß es ihr einziges Eigenthum sey, und ihre Kinder kein Brod hätten seit gestern, da gab ihr die Jüdin das Buch zurück nebst den verlangten zwei Gulden. Da sagte sie, sind zwei Gulden und dein Buch, es seye ferne von mir, daß ich mich also versündiae, und dich verhindere zu deinem Gotte zu beten. So du ehrlich bist, wirst du mich auch ohne Pfand bezahlen.

Solches hat eine jüdische Wucherin zu Krakau gesagt und gethan!

### Der Mohr.

In Wien, in der Kaiserstadt, wo so viele vornehme und reiche Herrschaften wohnen, und in zahlreicher Dienerschaft mit einander wetteifern, mit Kutschern und Jägern, mit Vorreitern und Lakaien, und manche sogar Mohren halten, da ließ eine alte Frau bekannt machen im Wochenblatte, ihr Sohn erbiete sich zum Dienst bei einer vornehmen Herrschaft, als Kutscher, als Bedienter, oder als Mohr!

## Der Zeitgeist.

In einer Gesellschaft in Wien ward viel von dem Zeitgeiste gesprochen, nämlich von dem Geiste der Zeit, welcher sich in Gesinnungen und Wünschen, in Handlungen und Aeußerungen des jetzt lebenden Menschengeschlechts ausspricht.

Jede Zeit hat ihren eigenen Geist und ihr eigenes Veltreiben, und es braucht dem geneigten Leser des Kalenders nicht lange erklärt zu werden, was man unter dem Worte Zeitgeist zu verstehen hat.

Einem ehrlichen Ungarn, welcher auch in jener Gesellschaft saß, und ein Pfeiflein seines lieblich duftenden gelben vaterländischen Tabakes rauchte, hätte man es fast erklären müssen, denn als einer der Anwesenden den Zeitgeist lobte, der andere ihn tadelte, er sey gefährlich und schädlich, da sagte der gute Ungar, wir haben keinen Zeitgeist, wir haben Sibowiga!

Merke, Sibowiga ist kein Geist, sondern ein geistiges Getränk, ein Schnapps, und in dem gesegneten Ungarn zu Haus, und der Ungar meinte der Zeitgeist sene auch ein geistiges Getränk, wie der Himbeergeist und der gleichen.

Item: Der Hausfreund kann die Wahrheit dieses Geschickleins nicht verbürgen, indessen hat er sie von einem Herrn, der aus Wien gekommen ist, denn der Hausfreund sammelt überall für den Kalender. Es ist aber eine bekannte Sache, daß der lustige Wiener in seiner Gutmüthigkeit gerne hier und da einen Spaß erzählt, von seinem ungarischen Nachbarn, nur aus Neckerei, und nicht in übelwollender Meinung.

Im Lande Ungarn selber lebt aber ein rüstiger und thätiger Geist, und erscheint als solcher in neuerer Zeit besonders wohlthätig in der Förderung von Landwirthschaft, Gewerh und Verlehr!

## Weltbegebenheiten.

Die hohen Mächte, welchen zunächst die Leitung der Weltbegebenheiten anvertraut ist, haben seit dem Jahre 1831 ihren ernstlichen Willen kund gethan, lieber den Frieden handhaben zu wollen, denn das Schwert. Und so ist, obwohl fast ein Jeder in seinem Hause genug zu thun hatte, und obwohl seitdem immer gekämpft worden ist in einzelnen Theilen von Europa, der allgemeine Frieden aufrecht erhalten worden, durch die Großmächte von Europa. Wenn aber die hohen Machthaber und diejenigen so sie berathen, ihre Blicke gegen Sonnen-Aufgang warfen, in das Morgenland, da sind sie meistens nachdenklicher geworden, denn es sieht schon längere Zeit bedenklich aus im Morgenlande.

Dem Leser ist von früherer Zeit und aus älteren Kalendern her bekannt, wie der Statthalter von Aegypten Mehem ed Ali, welcher überdieß im Jahre 1830 wegen seiner Thätigkeit in dem griechischen Aufstand die Insel Candia erhielt, sich auf einmal nicht mehr als Pascha und Statthalter des türkischen Kaisers benahm, nein als selbstständiger, unabhängiger Fürst und Regent und seinen Herrn selbst bekriegte und das Land Syrien eroberte und endlich das Heer des Großherren schlug in der Schlacht bei Konieh in Kleinasien, also, daß der Sultan den Schutz der Russen anzufuchen mußte, und ein russisches Heer sich aufstellte unter den Mauern von Constantinopel. Darauf ist dem Aegyptier gelassen worden, was er früher schon hatte, und er wurde überdieß bekätigt, als Statthalter der Provinzen, welche er genommen hatte mit dem Schwert, Damaskus und Sid, Haleb und Jerusalem, sammt Raylus, also, daß der Pforte, denn also nennt sich die Türkei, bloß der Name der Oberherrlichkeit über diese Landschaften blieb.

Solches hat den Sultan gewurmt und er hat nachgedacht, wie er sich in der Stille rüste, auf daß er sein Reich wieder herstelle in seinem ganzen Umfange, und hat seine Armee zu verstärken und zu verbessern gesucht, und sie auszubilden, gleich einer europäischen Armee durch geschickte europäische Offiziere und hat namentlich preussische Offiziere gewonnen für seinen Dienst.

Mittlerweile hatte sich der Aegyptier unterthänig gezeigt, gegen seinen Oberherrn, und den jährlichen Tribut bezahlt, also, daß es ausah, als sene er zufrieden gestellt, obwohl man vermuthete, er gedachte sich unabhängig zu erklären über kurz oder lang, und obwohl er wußte, daß er einen großen Anhang habe in dem ganzen türkischen Reiche, weil er für einen rechtgläubigen Muselmänn gilt, der Sultan aber nicht. Der Sultan hat sich nämlich über manchen Brauch hinweg gesetzt, welcher den altgläubigen Türken heilig ist, und manche Neuerung und Reform eingeführt, welche den Religions-Borschriften des Propheten Mahomed widerspricht, also, daß die strengen Muhamedaner solches mit Unwillen ansahen, und ihren Herrn betrachteten, wie einen Religionsverächter, den Pascha von Aegypten aber als den Vertheidiger des ächten und reinen muhamedanischen Glaubens.

Als aber die türkische Armee kampferüstet war, da ließ sie der Sultan ausziehen gegen Syrien, wo sich der Sohn des Aegyptiers, Ibrahim Pascha aufhält, und manchen Kampf hat mit den muthigen und wilden Völkern des Gebirges Libanon, auf daß er sie zinsbar mache seinem Vater. Das Heer vertraute aber der Großherr an seinem Sünstlinge Hafiz Pascha, und war also freudiger Hoffnungen voll und sicherer Erwartung, daß er den Hafiz-Pascha vorweg

zum Statthalter im Lande Aegypten ernannte. Also zog Hafiz - Pascha dem Sohne des Aegyptiers entgegen, und die Heere begegneten sich bei Risibis, oder Riäbi am Euphrat, und stellten sich auf zur Schlacht. Aber Hafiz - Pascha war eigeninnig und eitel, und überhörte den weisen Rath der preußischen Kriegsmänner, welche in seinem Reihem fochten, und handelte gegen ihre Mahnungen nach seinem eigenen Sutdünken, also daß er in wenigen Stunden die Schlacht verlor, und den größten Theil des mit so großen Opfern und so großer Sorgfalt neugebildeten Heeres. Solche Früchte trägt der Eigensinn. Solches hat sich ereignet gegen Ende des Monats Juli 1839.

Den Großherrn hat die Schreckenspost nicht mehr getroffen. Nein er ist mittlerweile krank geworden, und bald darauf gestorben, nachdem er dreißig Jahre gefessen war auf dem Throne der Sultane. Und mancher der ihm Gram gewesen ist, während seines Lebens, hat sein Hinscheiden schmerzlich aufgenommen. Ihm nachgefolgt ist aber sein ältester Prinz, Abdul - Medschid, ein Jüngling von sechszehn Jahren. Den jungen Sultan leitet seine Mutter. Derselbe aber erhob zu der höchsten Würde des Reiches, nämlich zur Würde eines Großveziers den Chosrev Pascha, einen schlauen und feinen Mann, der aber verhaft ist bei den meisten Großen des Reiches. Als nun der oberste Befehlshaber der osmanischen Seemacht, der Capudan Pascha solches erfuhr, da machte er sich auf mit sämtlichen Schiffen gen Alexandria und vereinigte also die türkische gesammte Seemacht mit der Aegyptischen, so daß die hohe Pforte wehrlos daselbst von Land und von der See her.

Die europäischen Mächte aber, welchen viel daran liegt, die Pforte aufrecht zu erhalten um des allgemeinen Friedens willen, haben sich insgesammt vereinigt, den Aegypten nicht weiter aufkommen zu lassen, und die Pforte unter ihren Schutz zu nehmen, und den Capudan Pascha aufgefordert, die Flotte wieder zurückzugeben. Solches ist die Lage der Türkei, während diese Beilen geschrieben wurden, und es kann nichts weiter abgewartet werden für diesmal, denn der Berleger sagt der Kalender muß fertig seyn, auf daß er ausgegeben werden könne und versendet zur rechten Zeit.

Neben der kranken und zusammensinkenden Pforte steht kräftig in jugendlichem Wachsthum das ungeheure russische Reich. Es hat dies Reich bei seinen großen Grenzen fast niemals Frieden, und die Heere des Kaisers werden in ewiger Thätigkeit und Kriegsübung erhalten. So dauert jetzt noch der Kampf mit den wilden und kriegerischen Tscherkessen zwischen dem schwarzen und dem kaspiischen Meere, die sich nicht unterwerfen wollen, der russischen Obermacht,

und erklärt haben, lieber untergehen zu wollen, in ihren hohen Bergen mit den Waffen in der Hand.

Im Hause des Kaisers Nikolaus hat sich aber allerhand Neues zugetragen, und es ist Manchem fast unerwartet vorgekommen, daß er die Hand seiner Tochter Maria gelegt hat in die Hand des Herzogs von Leuchtenberg, so der Sohn von Eugen, dem Stiefsohne Napoleons, nun Schwiegersohn ist des Kaisers aller Russen.

Aber der Kaiser, der große Stücke auf häuslichen Frieden und häusliches Glück hält, hat die Reigung der jugendlichen Herzen früh wahrgenommen und ihrer gepflegt in väterlicher Besinnung. Dergleichen hat er seinen Sohn und Thronerben, den Großfürsten Alexander reisen lassen durch Teutschland, und Italien, und Holland und Großbritannien und ihm freie Wahl gelassen, eine künftige Kaiserin zu suchen nach der Wahl seines Herzens, und man hat bereits in den Zeitungen gelesen, daß der kaiserliche Prinz habe werben lassen um die Tochter des Großherzogs Ludwig von Hessen - Darmstadt.

Einen Theil des ehemaligen Gebietes der Pforte nimmt das kleine Königreich Griechenland ein, und den Griechen ist es eben kein Kummer, daß nicht viel Neues und nicht viel Auffallendes von ihnen kann erzählt werden. Aber das Land erholt sich allmählich von seinen alten und tiefen Wunden, und seine Einkünfte vermehren sich, und aus Schutt und Trümmern, so die Türken zurückgelassen haben, steigt allmählich neues Leben und neue Besittung empor.

Von Griechenland führt aber der Kalendermann den Leser ohne Weiteres durch das mittelländische Meer hindurch an das westlichste Ende von Europa. Italien, wo König Ferdinand II. beider Sizilien sein Heer mit unverdrossenem Eifer einübt, und der edle Großherzog Leopold II. das schöne Toskana glücklich regiert, und wo König Karl Albert von Sardinen manche allmähliche Verbesserung eingeführt hat, das Land Italien also wird diesmal nur im Vorübergehen berührt.

Am Ende von Europa liegt Portugal, ein schönes Land, reich an allen Gaben der Natur, aber dennoch nicht so reich, wie es seyn könnte und seyn sollte, nach den Segnungen, welche die gütige Vorsehung über es ausgeschüttet hat. In Portugal hält Donna Maria da Gloria das königliche Scepter und ihr zweiter Gemahl, Prinz Ferdinand von Sachsen - Coburg - Kohary theilt jetzt mit ihr, seit sie einen Thronfolger geboren hat, den königlichen Titel. Aber es ist noch nicht gelungen, den Wohlstand des Landes zu begründen, und die königliche Regierung und die Reichstände verstehen sich nicht mit einander, in Summa es ist noch nicht besser geworden, als im vorigen Kalender.

Auch in Spanien ist es nicht viel besser worden. Nein der Bürgerkrieg hat gewüthet fort und fort, und der Oberfeldherr der Königin, Espartero, Graf von Luchana ist viel hin und hermarschirt, aber noch nicht im Stande gewesen, den Infanten Don Carlos mit seinem Anhange aus dem Lande hinaus zu treiben. Don Carlos aber, ein frommer, aber nicht sehr starker Mann, ist selbst von verschiedenen Parteien umgeben, welche Verschiedenes denken und Verschiedenes wollen. Sein Feldherr Maroto aber hat sich vorgenommen für seinen Herrn und statt seines Herrn zu wollen und zu handeln, und hat deswegen im Februar 1839 eine nicht unbedeutende Anzahl der tüchtigsten karlistischen Generale und Obristen ohne weiteres erschießen lassen, und zwar rücklings, weil ihre Plane seinen Planen widerskrebten, und sie anders wollten, als das, was er für gut hielt und angemessen. Und hat der Prinz ihn gleich darauf für einen Verräther erklärt, so hat er späterhin das Geschehene wieder gut geheissen, und sich den Ansichten seines Feldherrn gefügt.

Daß aber derselbe Maroto und mit ihm Espartero daran dächten, wie sie gemeinsam das Land von den Keiden und dem Kriegsjammer befreieten, das ist früher schon vielfach vermuthet worden. Und zudem haben sorgfältige Staatsmänner nachgedacht, wie sie die beiden feindlichen Parteien verbühneten. Deswegen ist man darauf gekommen, daß sowohl die Königin Regentin, als Don Carlos den spanischen Boden verlassen, und einen zureichenden Jahres-Gehalt im Auslande verzehren sollten, und daß der älteste Sohn des Infanten, ebenfalls Don Carlos genannt, sich ehelich verbinden sollte mit der jungen Königin Isabella, und den Thron von Hispanien besteigen. Solchen Plan soll der General Maroto gehabt und sich deswegen viel mit den Engländern berathen zu haben. Bei dem Infanten ist er aber deswegen endlich doch in Ungnade gefallen. Und deswegen soll er mit mehreren Bataillonen zu dem Oberfeldherrn der Königin übergegangen sehn. So stund es, als der damalige Kalender gedruckt wurde mit dem Bürgerkrieg im Königreiche Hispanien.

Ueber dem pyrenäischen Gebirge im Königreich Frankreich ist es auch in diesem Jahre nicht immerhin ruhig gewesen. Es vergeht in Frankreich nicht leicht ein Jahr ohne größere oder kleinere Bewegungen. Mitten unter diesen Bewegungen häit aber König Ludwig Philipp den alten Grundsatz seiner Regierung fest. Friede mit den Nachbarn, Handhabung der Ordnung im Innern. Indessen hat der König inzwischen lange Zeit gebraucht, bis er Minister gefunden hat für die Ausgetretenen. Allein, wenn auch

die Männer und die Namen wechseln, der Grundsatz des Königs schlägt dennoch überall durch. In einem republikanischen Auslande inmitten der Stadt Paris hat es auch nicht gefehlt. Er fand statt im Monat Mai. Wachthäuser wurden gestürmt, das Stadthaus wurde besetzt, viel Blut ist geflossen, aber die Regierungsgewalt ist bald mächtig geworden über den Ausfall und die Kammer der Pairs, hat sich als Reichs-Gerichtshof versammeln müssen, zu richten und zu strafen, die des Aufruhrs Angeschuldigten. — In Afrika, in der Provinz Algier, welche dem Königreiche den Vortheil gewährt, daß das Heer desselben dort in steter Kriegszübing erhalten wird, war zwar mittlerweile Frieden mit dem Beuinen-Fürsten Abd-el-Kader. Aber der Afrikaner sieht die Franzosen als Fremdlinge an, welche nicht ins Land gehören, und ist kriegslustig oben drein, und der Friede kann sich verwandelt haben in einen neuen Krieg, ehe man die Hand umkehrt.

Im Norden Frankreichs über dem Kanal, dem also heißt die schiffreiche Meerenge, liegt das gewaltige meerbeherrschende Großbritannien. Noch hält die jungfräuliche Hand der Königin das Scepter, und noch weiß man nicht, ob die königliche Jungfrau sich entschlossen hat, ihre Hand zu vergeben irgend wem? In Engelland hat sich auch mannsfache Bewegung eingestellt, und ein Theil des Volkes, besonders der in den Fabriken arbeitende, ist mit der alten Reichs-Verfassung und ihren neuesten Aufbesserungen und Abänderungen nicht mehr zufrieden, und meint sie presse nur für die bevorzugten Stände und will deshalb eine neue Volksparte haben; solches ist besprochen worden in vielen Zusammenkünften der Anhänger dieser Ansicht, die sich Kartillen nennen, und es hat hier und da ernstliche Ausritte gegeben, namentlich in der Stadt Birmingham, wo sogar Blut geflossen ist.

Bedenklicher aber sind die Gegenstände des Königreiches Ireland, welche der geneigte Leser aus den früheren Kalendern her kennt, der gewaltige Bewegter des irländischen Volkes, dessen Willen dorten, wie ein Gesetz beobachtet wird, O'Connell hat erklärt, daß bei der Vereinigung des brittischen und irländischen Parlamentes kein Heil für Ireland zu finden sey, und daß er künftig nicht ruhen werde, bis Ireland sein apartes Parlament bekommen werde, getrennt von dem brittischen, wie es vor dem war. Der Leser aber kann es selbst erleben, ob das durchgeführt werden wird, oder nicht.

Das Königreich der vereinigten Niederlande und Belgien, noch vor zehn Jahren ein und dasselbe Königreich und seit dem getrennt für immer, und geschieden durch blutigen Haß, liegen zunächst, wenn man von England südsüdlich geht meerüberwärts.

Die großen Mächte haben jetzt entschieden, was jedem Theil gehören soll, und wie der teutsche Bund und das Haus Nassau entschädigt werden soll, wegen dem Stück Luxemburg, welches bei Belgien verbleibt, denn das Großherzogthum Luxemburg ist ein Theil des teutschen Bundes und dem großherzoglichen Hause Nassau ist die Nachfolge in Luxemburg gesichert, wenn das jetzt regierende Haus Nassau-Oranien in seinem Mannsstamme erlöschen sollte. Also ward Belgien angewiesen nicht nur einen Theil von Luxemburg wieder heraus zu geben, sondern auch ein Stück von Limburg zur Entschädigung. Dieses hat aber große Bestürzung erregt in den abzugehenden Gebietsheilen nicht nur, sondern in ganz Belgien, und der König wurde bestürmt mit Bitten und mit Adressen, nicht nachzugeben, und es sah kriegerisch aus in Belgien, und König Leopold, obwohl er wohl wissen mochte, daß er nichts ausrichten konnte, gegen den Willen der Mächte, betrieb sogar den polnischen General Skrzynski aus seinem Aufenthalt in Prag in seinen Kriegsdienst, worüber der östreichische und preussische Gesandte Brüssel verließen. In der belgischen Kammer aber ward eine heftige Sprache geführt gegen die Räte des Königs, als die Abtretung zur Abstimmung kam. Am Ende aber gaben sich die belgischen Kammern zufrieden und die Abtretung hat seitdem statt gefunden.

In Belgien gränzt Preußen mit seinen Rhein-Provinzen. Dort dauert die kirchliche Aufregung noch fort, und in Köln hat es gegen das Ende des Jahres 1838 sogar unruhige Ausstritte gegeben, indem einem Dechanten, der zur Ruhe und zur Ordnung gemahnt hatte, das Haus zerstört wurde, also daß die Militärmacht mit Ernst einschreiten mußte. Seringeres, aber doch ähnliches geschah in Cleve, wo ebenfalls ein Aufstand war, gegen die Protestanten gerichtet, und wo alsbald Militär herbei kam und Weiteres verhinderte. — Der Erzbischof von Köln ist aber noch nicht zurückgelassen worden in seinen Bischofsitz, sondern verweilt auf dem Gute eines Anverwandten. Nicht freundlicher sieht es in dem polnischen Theile von Preußen aus, wo der Erzbischof von Posen gleiche Ueberzeugung mit seinem Amtsbruder in Köln aussprach. Er ward vor Gericht gestellt, entsetzt und zu einer längern Freiheitsstrafe verurtheilt. Indessen ist er auf freiem Fuße, aber auch nicht in seinem erzbischoflichen Sitze, sondern vielmehr in Berlin selber. Aus dem Umstande aber, daß er in dem jüngst erschienenen Staatshandbuche des Königreiches Preußen die beiden Erzbischofe als noch wirksam und thätig aufgeführt werden, wollen jedoch Manche entnehmen, daß eine Ausgleichung noch möglich, vielleicht nicht mehr ferne sey.

Noch dauert in Hannover der Zustand, dessen

in den vorigen Kalendern gedacht ist. Die Beschwerden, welche bisher von einzelnen Körperschaften bei der hohen Bundes-Versammlung eingereicht worden sind, sind sammt und sonders zurückgegeben worden, weil die Eingebor nicht befugt seyen, Bittschriften bei dem teutschen Bunde einzureichen. Als aber der König die Stände vertagt hatte, hat er dem Lande erklärt, daß hinfür ein Zweifel über das Fortbestehen der Verfassung vom Jahre 1833 nicht mehr könne obwalten, indem das Land ja nach der Verfassung von 1819 gewählt, somit diese Verfassung als zu Rechte bestehend anerkannt habe. Seit dem haben Austritte aus der Kammer statt gefunden, bei neuen Wahlen haben die Wahlkörperschaften zum größten Theile gar nicht gewählt, es wurden aber Wahlen zugelassen, auch wenn nicht die festgesetzte Zahl der Wähler thätig war. Lange Zeit hat es gedauert bis nur die zweite Kammer die gesetzliche Zahl von 37 Gliedern zusammen brachte. Der Stadtrath im Dénabrick hat aber bei drei Universitäten Gutachten eingeholt, über die Rechtsbeständigkeit der aufgehobenen Verfassung in Jena, Heidelberg und Tübingen, und alle diese Gutachten sprechen zu Gunsten der Verfassung von 1833. Dem Magistrat zu Dénabrick wurde aber das Einholen der Gutachten sehr streng verurtheilt. Ebenso sind der Stadt-Direktor Numann und der Stadtmagistrat in Hannover wegen ihrer Eingabe bei dem Bundestage zu Gunsten der aufgehobenen Verfassung, welche Eingabe ihnen zurückgegeben worden ist, in Untersuchung genommen worden. Indessen heißt es, dem Könige von Hannover seye von mächtigen Bundesgenossen zugesprochen worden, dem Lande wieder einen sicheren Rechtszustand zu geben, und es ist bereits eine neue Commission zum Entwürfe einer neuen Verfassungs-Urkunde nach Hannover einberufen. In den teutschen Stände-Kammern ist aber alenthalben laut und kräftig für die Sache des hannoverschen Volkes gesprochen worden.

Solches ist bisher geschehen in dem Königreiche Hannover.

Im Herzogthum Nassau hat es einen Wechsel in der Person des regierenden Herzogs gegeben. Denn Herzog Wilhelm Georg August Belgicus ist gestorben, 47 Jahre alt, in dem Bade zu Rissingen. Ihm nachgefolgt ist sein Erbprinz Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, und der neue Herzog ist ein Herr von erst 22 Jahren.

Auch in dem kleinen Lande Hessen-Homburg hat es einen Regierungswechsel gegeben, denn der regierende Landgraf Friedrich Joseph ist versammelt worden zu seinen Vätern und ihm nachgefolgt ist sein Bruder Landgraf Ludwig.

Daheim ist es doch am schönsten. Das Jahr

1839 ist für Baden ein wichtiges Jahr gewesen, denn der Landtag war dazu bestimmt eine Lücke in der Gesetzgebung auszufüllen, und vorzubereiten, was das kommende Jahr zu vollenden hat. Hat nicht die Regierung mit großem Fleiße ein umfassendes, zeit- und zweckgemäßes Strafgesetzbuch bearbeiten lassen und es den Ständen vorgelegt, und ist nicht die Commission zusammengetreten im September zur Berathung dieses wichtigen Gesetzbuches.

Sudem ist manches Neue zu Stande gekommen auf der ersten Hälfte des Landtages, ein Gesetz über die Einkünfte des Erbgroßherzogs und der großherzoglichen Prinzen und Prinzessinnen, ein Gesetz über die Abschaffung der Losungsrechte, ein Gesetz über Aussetzung von Belohnungen für Bohrversuche auf Steintödlen, ein Gesetz über die Ernennung der Rathschreiber, ein Gesetz über die Verjährung der öffentlichen Abgaben.

Der vorige Kalender hat zwei schönen Feste vom Jahre 1838 Erwähnung gethan. Der diesjährige bleibt nicht zurück. So hat er zuerst zu erwähnen des Festes zu Offenburg, wo die alten Landwehrmänner und die ehemaligen freiwilligen Jäger zusammentraten, den Tag ihres Auszuges vor 25 Jahren zu feiern, und der Herr Markgraf Wilhelm, welcher in früherer

Jugend schon die Gefahren und den Ruhm des badi-schen Heeres getheilt und seinen Beruf zum Feldherrn früh an den Tag gelegt hat, hat nicht gefehlt bei dem Feste schöner vaterländischer Erinnerungen.

Ein schönes Erinnerung- Zeichen hat aber der Großherzog selbst gestiftet, in der Feldzugs- Medaille, die jeder, welcher einen Feldzug mitgemacht, und sich während dessen und nachher gut gehalten hat, erhielt, und jeder alte Soldat und Landwehrmann, trägt nun ein bleibend Ehrenzeichen auf der Brust, welches ankündigt, daß er auch dabei gewesen ist, und das Erinnerung- Zeichen ist überall aufgenommen worden mit großer Freude.

Daß es schön daheim ist, hat auch unser Großherzog empfunden auf der Heimkehr von der Reise, die er gemacht hat in Begleitung seiner beiden ältesten Prinzen nach Tyrol, wo er sein Regiment besucht hat in Innsbruck, und auch dorten Freude und Liebe gesäet hat in manches Herz, und nach Italien, als er herabstieg von den Alpen und den heimatlichen Boden wieder betrat, und des Volkes Liebe Ihm überall, wo er sich zeigte in ungetünkelter Herzlichkeit entgegen kam, wie es entgegenzukommen pflegte seinem Vater Carl Friedrich, der ihm nicht nur sein Land hinterlassen hat, nein auch sein Herz.

## Alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämermärkte.

Der Hausfreund kann nicht selber auf alle Jahrmärkte kommen und nachsehen, ob sie in seinem Kalender richtig bezeichnet sind und ersucht deswegen die sämtlichen Herren Orts-Vorstände die etwaigen Veränderungen oder Verbesserungen an den Verleger des Kalenders, K. F. Kag in Pforzheim, gelangen zu lassen. Neue Märkte die noch nicht angetührt aber auf diese Weise angegeben werden, erscheinen im nächsten Jahre.

**Nach im Hegau, Vieh- und Krämermarkt auf Bartholomäustag (den 24. August.)**

**Nadelsheim, dält Vieh, u. Krämermärkte am Tage nach Lichtmess, fällt dies auf Frei-, Sams- oder Sonntag, am folg. mont.; 1. Dienstag im März; 8 Tage u. Osterdienst. bloß Krämermarkt; so wie an Mar. Geb. (8 Sept.) ist dies am Sams- oder Sonntag, am folg. montag; u. 1. dienstag im Nov. Kirchweihmarkt.**

**Nalasterhausen, auf Matbias.**

**Nippsbach, 1. Dienst. nach Wittfaßen, 2. Donnerst. nach dem 1. Mai, (fällt aber der Himmelfahrtstag ein, so wird er Dienst. darauf gehalten;)**

**3. Dienst. nach dem 28. August, 4. Dienst. vor Christtag.**

**Alt-Breisach, 1. Dienst. nach Lätare, 2. den 2. August, 3. auf Simon und Jud., fällt aber einer von beiden letztern auf den Sonntag, so wird der Markt montag darnach gehalten.**

**Altenkirch, den 25. Juli und 10. Aug. Altensteig, 1. Dienst. vor dem Palmsonntag, 2. Donnerst. nach Pfingsten, 3. Dienst. nach Mar. Geburt, 4. Dienst. vor dem 1. Advent.**

**Altheim, 1. Lichtmess, 2. Allerheiligen.**

**Altkirch, den 20. Februar.**

**Altketten, den 20. Mai u. 15. Aug.**

**Alpheim in der Pfalz, 1. Dienst. nach Antoni, 2. auf Wittfaßen.**

**Amorbach, 1. Pfingstdienst, 2. † Erd.**

**Amorbach, 1. den 14. Februar, 2. den 31. Mai, 3. den 14. Sept.**

**Apfelsbach in der Pfalz, 1. won nach Georgii, 2. alt Sim. u. Jud., wenn er auch auf einen Sonnt. fällt.**

**Appenweyer, 1) montag nach Allerh., 2) montag vor Palmsonntag.**

**Brau, den 19. Februar, 2. Juli, 6. August, 22. October, 19. Novbr.**

**Ashaffenburg, 1. Invocavit, 2. auf Job., 3. auf Andreas.**

**Asperg, den 25. Juni.**

**Auggen, auf Matthäi im September, fällt Matthäi auf einen Samstag oder Sonntag, so wird er folgenden montag gehalten.**